

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union

VI. Jahrg.

Düsseldorf, Mai 1926

Heft 2

Neueste Fortschritte im Rundschleifen

Von Ing. Richard Rotter, Betriebsvorsteher der Abteilung Kleinbau der Dortmunder Union

Erst lange Zeit nach dem Kriege und seinen Folgeerscheinungen, nachdem die Tore der anderen Länder — insbesondere der U. S. A. — wieder für uns geöffnet wurden, erfuhren wir von den Fortschritten, welche in der Zwischenzeit auf allen Gebieten an Arbeitskraft und Lohn sparenden Verbesserungen gemacht wurden. Aus den Reiseberichten der verschiedenen Besucher ist diese Tatsache in weiten Kreisen bekannt geworden. Gleichzeitig wurde es in Deutschland klar, daß viel nachgeholt werden müsse, besonders aber erkannte man, daß eine Übertragung in die deutschen Verhältnisse nicht ohne weiteres möglich sei. In Amerika hat die weitgehende Beschränkung der einzelnen Maschinenfabriken auf die Herstellung weniger Typen oder nur einer einzigen Maschine und die ungeheure Produktion eine gewaltige Umwälzung der Bearbeitungsmethoden mit sich gebracht. Diese Entwicklung der Werkzeugmaschinen kennzeichnet sich äußerlich in völlig neuen Konstruktionsgedanken im Aufbau, in der Anordnung der Werkzeuge und Behandlung der Werkstücke, bei letzteren insbesondere in Arbeits- und Griffzeiten sparender Weise. In der Massenfabrication sind die allgemein bekannten univerrsellten Maschinentypen, welche für alle möglichen Arbeitsstücke benutzt werden können, verschwunden und durch außerordentlich leistungsfähige, nur einem ganz bestimmten Arbeitsstück und -vorgang dienende Spezialmaschinen ersetzt worden. Begünstigt wurde natürlich diese Entwicklung durch einheitliche Normung und zweckmäßige Vereinfachung, außerdem durch den riesigen Bedarf des Landes. Andererseits ist selbstverständlich, daß Spezialmaschinen für nur einen ganz bestimmten Zweck nur dann Sinn haben und wirtschaftliche Vorteile bringen, wenn sie fortwährend bei höchster Leistung ausgenutzt werden können. Mit diesen Neuerungen im Werkzeugmaschinenbau mußte notwendig die Leistungssteigerung der Werkzeuge gleichen Schritt halten.

Besondere Bedeutung erlangte in Amerika seit jeher das Schleifen. Gerade auf diesem Gebiete waren die Fortschritte schon in früheren Jahren führend und wurden es in den letzteren noch in besonderem Maße.

Als vor etwa 20 Jahren das Schlagwort geprägt wurde: „Schleifen ist billiger als Drehen“, begann der Wettbewerb zwischen Drehbank und Rundschleifmaschine, und die Drehbankfabriken versuchten, durch fortwährende Verbesserungen und Steigerung der Leistung diesem Wort die Berechtigung zu nehmen.

Dieser Kampf verursachte Leistungs- und Gütesteigerungen, wie man sie nicht für möglich gehalten hätte. Und doch ist das Ende dieser Entwicklung nicht abzusehen. Der Drehbank wurden auch durch andere Verfahren die Rechte der Vorherrschaft gekürzt und streitig gemacht, und wenn sie auch in irgendeiner Gestalt nicht entbehrlich ist, so ist doch zu sagen, daß die Rundschleifmaschine ihr Arbeitsfeld mit zunehmendem Erfolge immer weiter ausdehnt, ja sogar beginnt, nicht ohne Aussicht auch noch andere Verfeinerungsmethoden an sich zu reißen.

Eine Schleifscheibe ist sozusagen eine rasch rotierende Feile, die aber imstande ist, an weichen sowohl als auch an glasharten Arbeitsstücken einzudringen, ein Vielfaches mehr zu leisten und in Form von feinen Spänen Materialmengen abzunehmen oder, wie man sagt, „anzugreifen“. Sie setzt sich aus einer sehr großen Zahl splittiger, ediger oder rundlicher kleiner Körper — Schleiskörner genannt — zusammen, die untereinander mit der sogenannten Bindung zu einem festen, widerstandsfähigen Körper vereinigt sind. Die Art und Größe der Schleiskörner, deren mehr oder weniger dichte Einlagerung im Bindemittel und letzteres selbst sind Faktoren, welche die Güte einer Schleifscheibe und deren Brauchbarkeit für irgendeinen besonderen Zweck bestimmen. Eine allen Verwendungszwecken gleich gerecht werdende Schleifscheibe ist ein Unding. Für jede Schleifarbeit und für die verschiedensten Materialien ist die Güte der Schleifscheiben sorgfältig auszuwählen und genau der Verwendungszweck zu unterscheiden, wenn Mißerfolge vermieden und höchste Leistungen erzielt werden sollen. Was für die Pflege der Werkzeuge aller spanabhebenden Werkzeugmaschinen gilt, ist in erhöhtem Maße für die Schleifmaschinen zu beachten. Es gilt da der einfache Grundsatz „Oft schärfen“, denn bis zu einigen Hunderttausenden feiner Schneidspitzen sind vorhanden, die wirksam bleiben müssen. Für viele Zwecke genügt das Abziehen mittels Schleifsteinstückes geeigneter Bindung. Bei höheren Genauigkeitsansprüchen wird der Diamant verwendet. Heutzutage ist für jede moderne Schleifmaschine eine Abdrehvorrichtung für den Schleifstein ein integrierender Bestandteil.

Die Schleifarbeit der Rundschleifmaschine ist in der Abbildung 1 schematisch dargestellt. Die Schleifscheibe wirkt mit radialem Vorschub in ihrer ganzen Breite und gleichzeitig in Richtung der Achse spanabhebend.

Die Drehrichtung des Werkstückes ist der Schleifscheibe entgegengesetzt, die Zerspanung geschieht, wie in der rechten Bildhälfte ohne weiteres verständlich dargestellt. Die Spantiefe richtet sich nach den Abmessungen und der Güte von Werkstück und Schleifscheibe, deren Geschwindigkeiten und natürlich auch nach der Leistung der Maschine und beträgt im allgemeinen nur kleine Bruchteile eines Millimeters. In der unteren Bildreihe ist noch die Arbeitsweise — die Spananstellungs- und Längsschaltbewegung — der Rundschleifmaschine

wegung unter fortwährender Spanzustellung muß bis zur Erreichung der genauen Maßhaltigkeit wiederholt werden. Diese Arbeit ist daher ziemlich langwierig. Das fortwährende Umsteuern der Längsbewegung verursacht große Zeitverluste, da auch dabei die Schleifarbeit ausfällt. Bei längeren Arbeitsstücken sind besondere Maßnahmen zur Verhinderung der Durchbiegung nicht zu umgehen.

Man ist in richtiger Erkenntnis dieser Nachteile in neuerer Zeit dazu übergegangen, die Maschinen erheb-

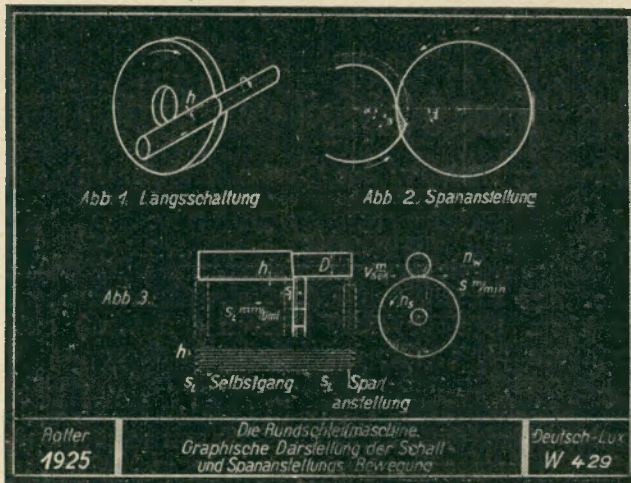


Abb. 1

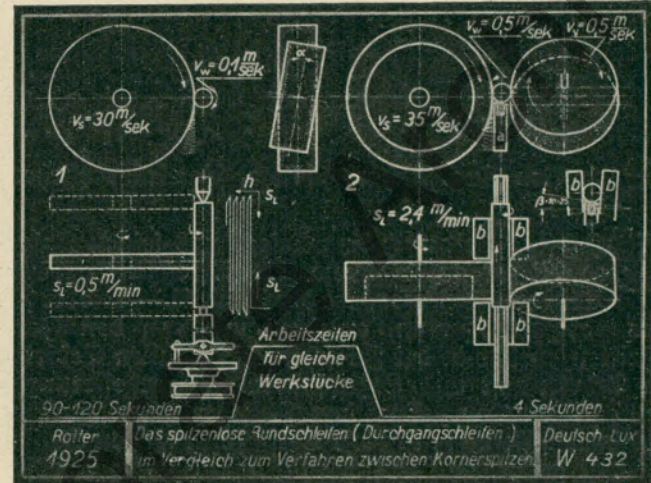


Abb. 3

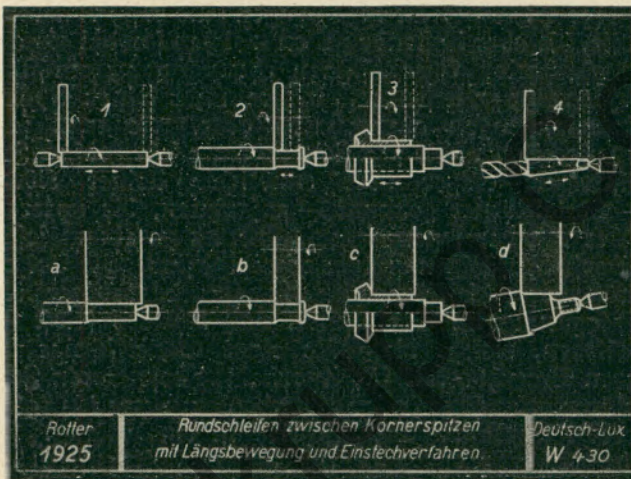


Abb. 2

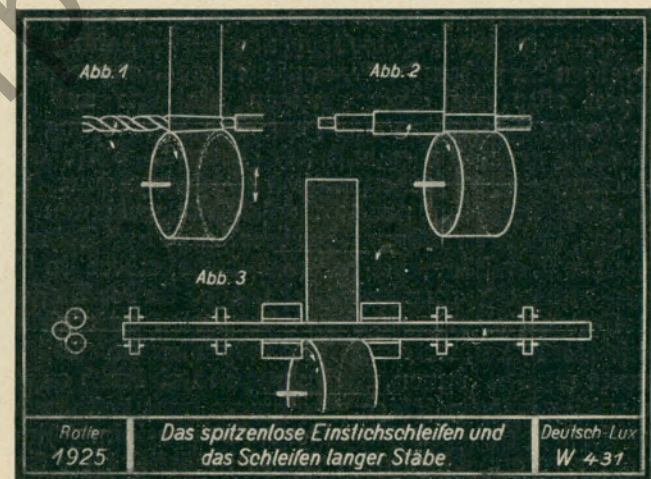


Abb. 4

veranschaulicht. Es ist ersichtlich, wieviel hin und her gehende Bewegungen der Schleifscheibe zur Vollendung der Arbeit notwendig sind.

Für die Ausführung von Rundschleifarbeiten sind immer einige Vorbereitungen nötig. Zunächst müssen die Körner zur Aufnahme zwischen den Spitzen sorgfältig eingearbeitet werden. Natürlich wird nur an jenen Stellen geschliffen, welche der Lagerung oder Aufnahme anderer Maschinenteile dienen. Die Feile wird für solche Arbeiten heute nicht mehr verwendet. Sie verschlechtert nur die vorangegangene Dreharbeit und hat den üblen, schwerwiegenden Nachteil der Unfallgefahr. Was man oft glaubt hier an Bearbeitungskosten zu sparen, wird bei der Montage oft vielfach mehr verbraucht. Die für diese Arbeiten in Beispielen in der obzren Bildreihe dargestellten, bisher verwendeten Schleifscheiben sind schmal, und die Hin- und Herbe-

lich stärker zu bauen, um mit einer breiten Scheibe die Schleifarbeit ohne axiale Werkstückbewegung verrichten zu können (untere Bildreihe). Die Vorzüge dieses modernen Schleifverfahrens durch Schäl finden immer weitere Anerkennung, weil in den meisten Fällen eine starke Verkürzung der Schleifzeiten und damit erheblich gesteigerte Ausnützung der Maschinen möglich ist. Ein Vergleich mit der oberen Bildreihe zeigt sofort den gleichzeitigen Eingriff einer viel größeren Anzahl Schleifkörner, und schon allein aus diesem Grunde muß die Arbeit rascher vor sich gehen. Außerdem entfallen die toten Schaltzeiten. Man nennt diese Art des Schleifens auch Einstechen oder Schälverfahren. Ein hoher Genauigkeitsgrad ist leicht erreichbar. Im Vergleich zur erstgenannten, alten Methode ist natürlich schon ein großer Fortschritt erzielt, aber in der Anwendung liegt noch eine gewisse

Beschränkung in der Auswahl der Arbeitsstücke. So können z. B. dünnere Werkstücke mit dieser Methode wegen der schon vorhin erwähnten Durchbiegung nicht behandelt werden. Immerhin ist schon in vielen Fällen eine Leistungssteigerung um das 2- bis 5fache erreichbar. Hierbei sieht man auch leicht ein, welche wichtige Rolle die Güte der Schleifscheibe und deren Pflege auf die Genauigkeit der Werkstücke auszuüben beginnt. Wenn bei der alten Methode die Breite der Schleifscheibe bis höchstens 50 mm betrug, geht man bei dem Einstechverfahren sogar schon bis etwa 200 mm Breite, wählt also Abmessungen weit hinausgehend über die bisherigen Begriffe. Freilich steigt auch der Kraftverbrauch, besonders dann, wenn diese Methode noch zum Vorschuppen Anwendung findet. In diesem Falle wird die Schleifarbeit in zwei Vorrichtungen geteilt, und zwar in Schruppen und in Schlichten. Solche Unter-

Maschine zum groben Abschleifen von Rohren und ähnlichen Teilen nach diesen Grundsätzen. Die amerikanische Maschine ist eigentlich nur eine Verfeinerung dieses deutschen Erzeugnisses.

In Abb. 3 sind links das alte Verfahren zwischen Spitzen und rechts das spitzenlose Schleifen im Durchgangungsverfahren dargestellt. Für das letztere entfallen sämtliche Vorbereitungen für die Aufnahme zwischen den Spitzen sowie alle Ein- und Ausspanngriffe und Schaltzeiten.

Beim spitzenlosen Schliff sind zwei Scheiben in Benutzung. Die größere, die eigentliche Schleifscheibe, verrichtet die Schleifarbeit, während die kleinere, die Vorschubscheibe, dem Arbeitsstück die Drehbewegung v_w und die Fortbewegung s , in axialer Richtung erteilt. Zu diesem Zweck ist die Vorschubscheibe unter dem Winkel α (etwa $3-6^\circ$) in vertikaler Ebene geneigt. Das Ge-

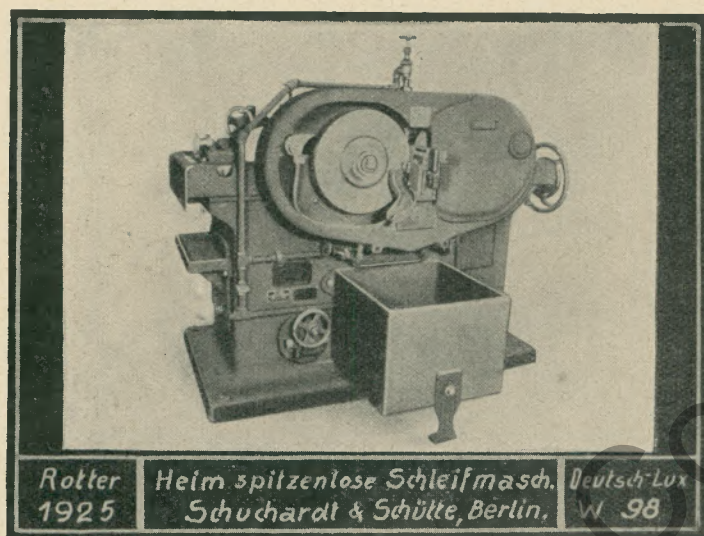


Abb. 5

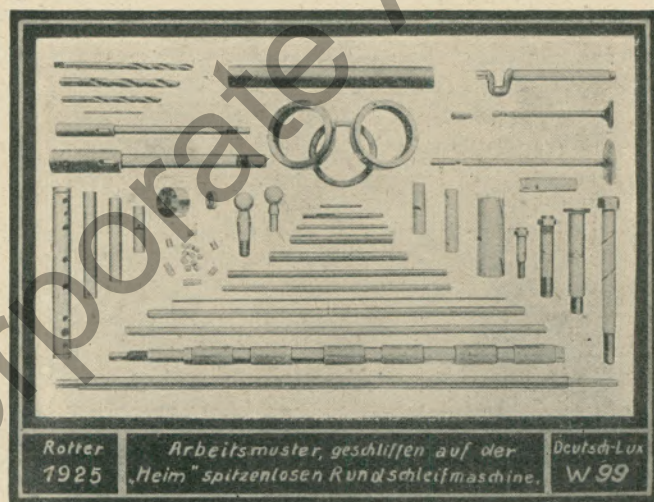


Abb. 6

schiede kannte man beim bisherigen Rundschliff noch nicht, denn unter Schleifen verstand man grundsätzlich nur eine Verfeinerung. Somit sind wir an Vorgänge gelangt, welche nach den bisherigen Anschauungen ganz allein der Drehbank vorbehalten blieben. Diese Entwicklung der Schleifarbeit und Einführung für viele Zwecke ist nicht mehr aufzuhalten. Heute werden bereits in Deutschland solche Maschinen von fast allen einschlägigen Fabriken gebaut.

Das zuerst beschriebene Schleifverfahren, die alte Methode, wurde im Laufe der Jahre durch wesentliche Vervollkommenung der Maschinen, wie selbsttätige Schaltung und Zustellung, Regulierung der Vorschübe und Geschwindigkeiten innerhalb weiter Grenzen und präziseste Feineinstellung, zu hoher Blüte entwickelt. Man neigte zur Ansicht, daß dieser Grad der Vollkommenheit nun nicht mehr wesentlich zu verbessern sei. Doch da bringen die Besucher der amerikanischen Werke Nachricht über das drüben in Verwendung befindliche spitzenlose Rundschleifen, das sie in Erstaunen versetzte, namentlich im Hinblick auf die ungeheure Leistung dieses Verfahrens, besonders bei kleinen und mittleren Massenteilen. Interessant ist die merkwürdige Tatsache, daß diesem Verfahren ein deutscher Gedanke zugrunde liegt. Ein deutsches Schmirgel- und Schleifmaschinenwerk, die Vereinigten Schmirgelwerke Hannover-Hainholz, baute schon seit einer Reihe von Jahren eine

schwindigkeitsverhältnis dieser beiden Scheiben beträgt etwa 70 : 1. Infolge der Drehbewegung und Schräglage der Vorschubscheibe wird nun dem Werkstück die notwendige zwiefache Bewegung erteilt, während es gleichzeitig geschliffen wird, ohne daß es irgendeines anderen Mechanismus bedarf. Das Abstützen des Werkstückes gegen die Vorschubscheibe verhindert jede Durchbiegung, und man kann daher sogar dünne Werkstücke mit verhältnismäßig großem Schnitt schleifen, ein Vorteil, den kein anderes Schleifverfahren in gleichem Maße aufweist. Um die Arbeitsstücke sicher ein- und ausführen und die erforderliche Genauigkeit einhalten zu können, sind zu beiden Seiten der Scheiben verstellbare Führungsbaden b aus Schnellstahl oder mit Alkritbelag angeordnet, während nach unten das Werkstück auf einer Schiene gleitet. Es wird also nur an jenen Stellen geschliffen, an welchen das Werkstück unterstützt ist. Diese Vorlage nimmt zu einem großen Teil den Schleifdruck auf und unterliegt infolge der Dreh- und Gleitbewegung des Arbeitsstückes einem großen Verschleiß, welchem man wiederum zweckmäßig durch Verwendung von Schnellstahl oder Einlagen mit Alkrit-Stellit, wie im Bilde dargestellt, begegnen kann. Der Durchmesser des geschliffenen Arbeitsstückes entspricht genau dem Abstände der beiden Scheiben, und darin liegt der große Vorzug dieses neuen Verfahrens im Hinblick auf die gleichbleibende Genauigkeit der

Werkstücke untereinander. Zur Kontrolle der Abnutzung der Scheiben ist ein Nachmessen nur von Zeit zu Zeit erforderlich.

Beim Vergleich der beiden Darstellungen im Aufsicht ist noch ein großer Unterschied erkennbar. Beim spitzenlosen Schliff ist die Drehrichtung des Arbeitsstückes nicht, wie bei der bisherigen Methode, der Scheibe entgegen, sondern mit dieser gleich gerichtet. Trotzdem ist ein Aufklettern der Schleifscheibe, wie dieses beim Spitzenschliff vorkommt, vollständig ausgeschlossen. Ein Edig- oder Unrundwerden kommt ebenfalls bei richtiger Höhenlage nicht vor, es wird vielmehr der Scheibe die Arbeitsleistung aufgezwungen.

Die Umfangsgeschwindigkeit von Arbeitsstück und Vorschubscheibe ist vollkommen gleich, oder die Reibung zwischen Vorschubscheibe und Werkstück verhindert eine Annäherung der Umlaufgeschwindigkeit des letzteren an die Schleifscheibe.

Die Regulierung des Vorschubes geschieht in einfacher Weise durch Veränderung des Winkels α und der Umdrehungszahl der Vorschubscheibe. Räderübersetzungen wie bei den bisher bekannten Rundschleifmaschinen sind daher nicht erforderlich. Da auch keinerlei Bewegungsmechanismus für die Arbeit der Maschine in Frage kommt, treten keine zusätzlichen Ungenauigkeitserscheinungen auf. Es ist nun gar nicht mehr erstaunlich, daß das Arbeitsstück in einem einzigen Durchgang fertig und in kaum zu überbietender Genauigkeit die Maschine verläßt. Es können auch zwei oder mehr Durchgänge je nach Ausgangszustand erforderlich sein. Die Art des Vorganges gestattet jedoch das Nehmen starker Schnitte. Infolge des Fortfalls aller Griff- und Einspannzeiten kann auf diese Weise ein Stück nach dem anderen ohne jeden Zeitverlust die Maschine durchlaufen.

Die Schleifleistung einer spitzenlosen Schleifmaschine im Durchgangsschleifen beträgt bis zum 30fachen mehr gegenüber dem bisher angewandten alten Verfahren. (Siehe Vermerk untere Bildseite.) Unter Berücksichtigung der Vorbereitungszeit kann in vielen Fällen bis zum 50fachen angelegt werden. Wir sind also durch dieses Verfahren zur fließenden Fertigung gelangt.

Diese Darstellung des Prinzips des spitzenlosen Schleifens wird in verschiedenen Abarten angewendet. In einer Vorläufermaschine waren die Scheiben in einem rechten Winkel angeordnet und beide Schleifachsen in horizontaler Lage. In einem anderen Modell finden wir die Vorschubscheibe horizontal mit vertikaler Achse unterhalb der Schleifscheibe. Die Längsbewegung bei diesen Ausführungsarten erreichte man durch einen gewissen Abstand neben oder über der Mittelachse der Vorschubscheiben. Diese Maschinenarten sind in Deutschland meines Wissens nicht bekannt geworden. Sie sind offenbar durch die bessere, im Schema gezeigte Form überholt. — Eine ebenfalls vorzügliche Konstruktion ergibt die Anordnung der Vorschubscheibe unterhalb der Schleifscheibe, also die Darstellung wie in Abb. 3, jedoch um 90° nach unten verdreht. Auf diese Vorzüge komme ich später noch zu sprechen.

Nun ist noch der zweite Vorgang zu erwähnen, der das Durchlaufen von Körpern nicht gestattet, sei es, daß Schultern oder Bunde vorhanden sind oder daß es sich um konische Körper handelt. Wenn es auch nicht möglich ist, die Leistungen des Durchgangsschleifens zu erzielen, so kann immerhin mit 10-20facher Steigerung in solchen Fällen gerechnet werden. Auch der Einstechschliff geht höchst einfach vor sich.

Zunächst gelangt das Werkstück durch geeignete Vorrichtungen in genau konzentrische Lage. Die Schräglage der Vorschubscheibe sichert durch Andrücken an Anschläge die richtige Längsstellung. Das Schleifen spielt sich nun in verschiedener Weise ab. Man entfernt z. B. die Vorschubscheibe von der Schleifscheibe um ein geringes, um sie nach Einlegen des Arbeitsstückes durch Rückbewegung wieder auf das Ursprungsmaß, das durch Anschlag begrenzt ist, zurückzuführen. Während dieses Vorganges wird das Arbeitsstück in der gewünschten Genauigkeit fertig. Bei einer anderen, sehr interessanten Methode bleiben beide Scheiben unverändert in ihrer Lage. Das Arbeitsstück wird samt seiner Unterlage — der Schleifvorlage — durch sinnreiche Einrichtungen gesenkt und während dieses kurzen Weges die Schleifarbeit verrichtet.

In einem dritten Falle wird bei ebenfalls unveränderter Lage der Schleifscheiben das Arbeitsstück durch Greifer zu- und abgeführt.

In der Figur 4 zeigt die Abb. 3 schematisch, in wie einfacher Weise sich das Schleifen langer Stäbe abspielt. Voraussetzung ist vorheriges genaues Geraderichten. Ob und inwieweit das Schleifen solcher Gegenstände in Betracht und zur Einführung kommt, wird die allernächste Entwicklung lehren. Nach meiner Auffassung wird in manchen Fällen das Schleifen dem Ziehen dann vorzuziehen sein, wenn Qualitätsmaterialien in Frage kommen, deren Güte durch die beim Ziehen notwendigen Zwischenglühungen beeinträchtigt wird.

An einigen Beispielen von Maschinen und Arbeitsstücken sind noch verschiedene Vorgänge zu erläutern, die besserem Verständnis und Anregungen dienen sollen.

In Abbildung 5 ist die amerikanische „Heim“ spitzenlose Schleifmaschine gezeigt, die als Rundschleifmaschine kaum wiederzuerkennen ist im Vergleich zu den bisher gewohnten Ausführungsarten. Wir sehen, wie die geänderte Arbeitsmethode auch die Gestalt der Maschine beeinflusst. Vor den Scheiben ist freier Raum für die Bedienung. Beide Scheiben sind in diesem Konstruktionsfall gleich groß. Die links geöffnete Schutthaube läßt den Andrehdiamanten mit Rühlvorrichtung erkennen. Dahinter liegt die Supportführung für diese Einrichtung. Zwischen den Scheiben ist eine Spezialschleifvorlage eingebaut, die zum automatischen Schleifen kleiner konischer Teile dient. Die Maschine eignet sich vorzugsweise für kleinere und mittlere Massenteile. Beim Einstechschleifen befinden sich die Scheiben in gleichbleibendem Abstande, und die Schleifauflage wird nach Aufnahme des Arbeitsstückes gesenkt bis zu dem Punkte, an welchem der Abstand der Scheiben genau dem gewünschten Schleifdurchmesser entspricht. Es ist als einzigartiger Gedanke zu bezeichnen, gewissermaßen während des Fallens eines Körpers dessen Bearbeitung in höchster Genauigkeit zu vollziehen. Beim Einstechschliff wird durch besondere Einrichtungen der Schleifscheibe noch eine kleine hin und her gehende Bewegung erteilt. Sinnreiche, vollkommen automatisch wirkende Schleifvorrichtungen mit genauer Einstellbarkeit gestatten konischen Schliff vieler Teile, welche ehemals wegen ihrer Abmessungen kaum oder sehr kostspielig herstellbar waren. Beim konischen Schliff wird nur die Vorschubscheibe konisch abgedreht, während eine Seite des Konus parallel zur zylindrischen Schleifscheibe liegt.

In Abb. 6 sehen wir eine Anzahl auf dieser Maschine hergestellter Teile aus dem Motoren- und Automobil-

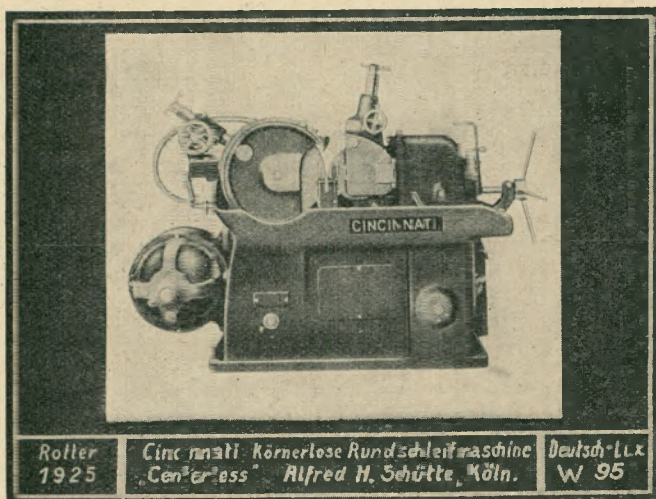


Abb. 7

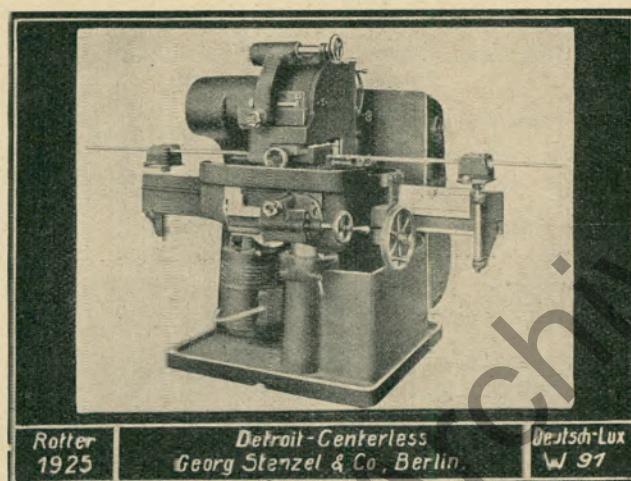


Abb. 10

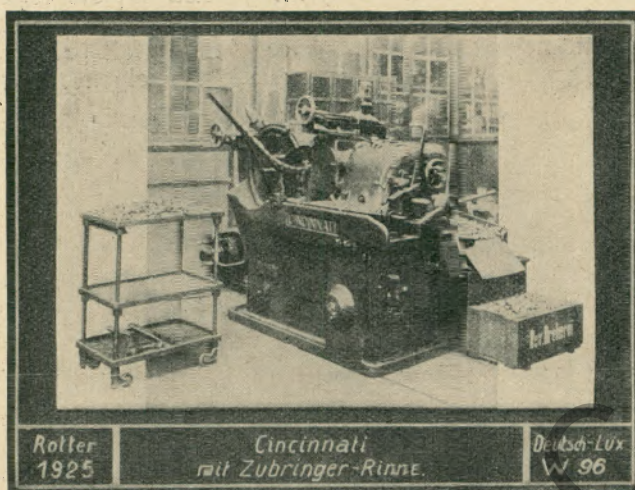


Abb. 8

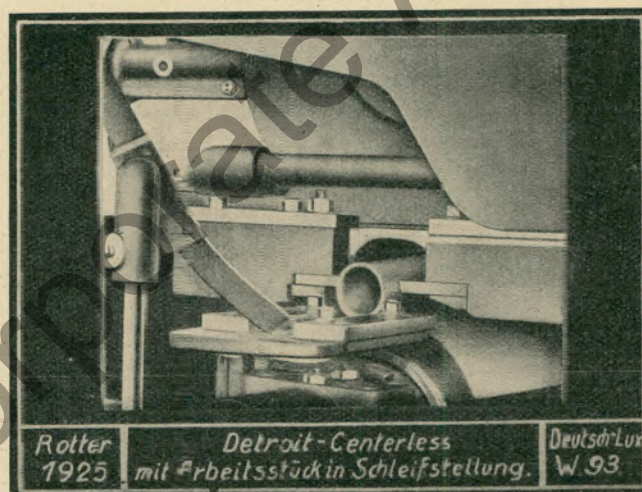


Abb. 11

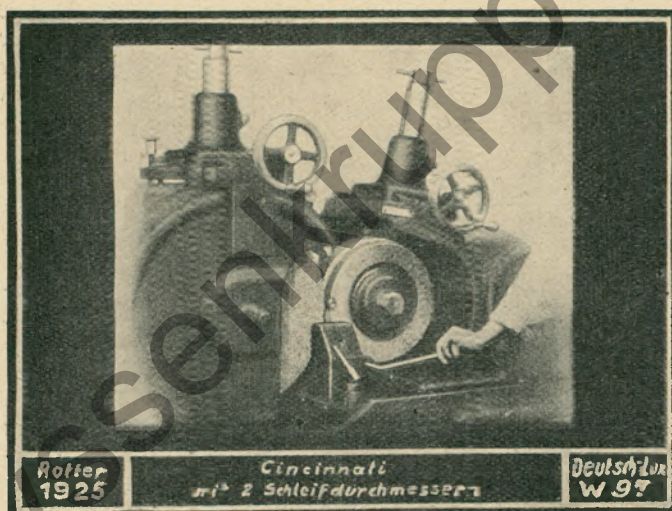


Abb. 9

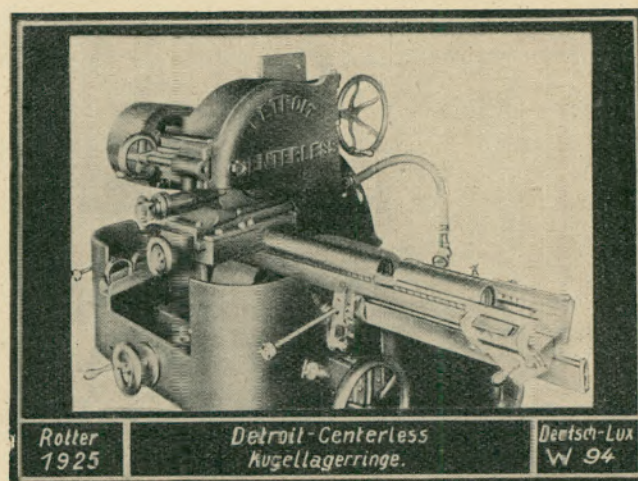


Abb. 12

bau, als da sind: Steuerungsteile, Ventilstangen, Federbolzen, ferner Kugellagerringe, Rollen für Rollenzylinder, Kugelgelenkstücke, Werkzeuge, Fassonteile. In der linken Bildhälfte sind kleine konische Rollen sichtbar. Diese werden in zwei Arbeitsoperationen mit einer minutlichen Leistung von 30 bis 40 Stück vollkommen

automatisch hergestellt, so daß sich für das Schleifen nur 2 Sekunden Arbeitszeit errechnen einschließlich An- und Zubringen der Teile. Die Kugelgelenkstücke werden durch Fassonierung der beiden Schneiden erzeugt.

Einen zweiten Vertreter nach dem Prinzip meiner schematischen Darstellung zeigt Abb. 7. Hier ist die

Vorschubscheibe im Durchmesser kleiner, die Andrehvorrichtungen liegen in beiden Fällen über den Scheiben. Rechts im Bilde ist der Handhebel sichtbar, durch welchen die Betätigung beim Einstechschliff erfolgt, wodurch Vorschubscheibe samt Schleifvorlage von der Schleifscheibe entfernt und durch Zurücklegen dieses Hebels auf das Ursprungsmaß zurückgebracht werden. Während dieses Vorganges vollzieht sich die Schleifarbeit. Sowohl bei dieser als auch bei der vorhin gezeigten Maschine werden Schleifscheiben bis 200 mm Breite angewendet.

Abb. 8 zeigt diese Maschine bei der Bearbeitung von Spannhülßen. Es ist deutlich sichtbar, wie die Zubringung der Arbeitsstücke unter Benutzung der Schwerkraft durch die Zuführungsringe vor sich geht. Die rechts im Bilde sichtbare Anhäufung der Schleifteile läßt auf hohe Leistungen schließen.

Abb. 9 zeigt noch einmal dieselbe Maschine, jedoch mit abgesetzten Schleifscheiben nach dem Einstechverfahren arbeitend, um in einem einzigen Arbeitsgang zwei Schleifdurchmesser am Arbeitsstück herzustellen. Die rechte Hand des Arbeiters bedient den vorhin erwähnten Handhebel, während die links sichtbare auf dem Auswerferhebel ruht, durch welchen das Arbeitsstück nach Vollendung ausgestoßen wird.

In Abb. 10 ist eine Maschine wiedergegeben, bei welcher im Gegensatz zu den beiden vorherigen die Scheiben übereinander geordnet sind, in Arbeitsstellung beim Schleifen von Stäben. Auch diese Ausführungsform ist für alle Zwecke gleich gut geeignet, scheint aber für größere, schwerere Stücke ihren Vorzug darin zu besitzen, daß das Eigengewicht des Werkstückes zur Ingangsetzung seiner eigenen Drehbewegung benutzt wird, wie aus Abb. 11 erkennbar ist. Zu diesem Zweck ist die Vorschubscheibe nach der Einlaufseite um ein entsprechendes Stück breiter als die Schleifscheibe hergestellt. Dadurch ist das Arbeitsstück bereits in voller Umlaufzahl, wenn die Schleifscheibe zum Angriff kommt. Die Schleifarbeit wird auf diese Weise verkürzt und an Verschleiß der Gleitschienen gespart. Bei allen übrigen Ausführungsarten fällt die Ingangsetzung der Drehbewegung mit dem Angriff der Schleifscheibe zusammen. Im Bilde deutlich sichtbar sind auch die beiden seitlichen, nach allen Richtungen bequem verstellbaren Führungsleisten.

Abb. 12 bringt diese Maschine bei der Bearbeitung von Kugellagerringen. Das Rippen der Arbeitsstücke verhütet eine gute Führung. Rechts im Bilde befindet sich ein Zubringer, der mit jedem Hub eine Säule solcher Ringe der Maschine zuführt. Natürlich müssen Durchlaufgeschwindigkeit und Nachschub genau aufeinander abgestimmt sein, damit Zwischenräume und Umkippen beim Schleifen vermieden werden. Links im Bilde rollen die fertigen Ringe ab.

Abb. 13 zeigt dieselbe Maschine beim automatischen Einstechschliff. Hier werden die Kopfbolzen durch die rechts oben ersichtliche Zubringerrinne auf einem Tisch vor den Scheiben abgelegt und von diesem mittels Greifern zwischen die Scheiben gebracht und dann ebenfalls selbsttätig ausgestoßen.

In Abb. 14 ist ein deutsches Fabrikat gezeigt, das sich die Aufgabe stellte, das spitzenlose Schleifen auch in solche Betriebe einzuführen, welche nicht fortlaufende Verwendung für eine Spezialmaschine haben und im gegebenen Falle doch nicht auf die Vorzüge dieser billigen Herstellungsweise verzichten wollen. Es ist eine

mit allen Neuerungen ausgerüstete normale Rundschleifmaschine, welche durch leicht zu bewerkstellendes Ausbringen der Vorschubscheibe und Schleifvorlage in ganz kurzer Zeit in eine spitzenlose Maschine verwandelt werden kann. In dieser Ausstattung wird sie den Spezialmaschinen kaum nachstehen, ja sie hat noch den Vorzug, auch für alle anderen vorkommenden Spitzenrundsleifarbeiten und sogar für das Schälverfahren verwendet werden zu können. Abb. 15 zeigt diese Maschine noch in Seitenansicht. Während die Andrehvorrichtung an der Schutzhaube der Schleifscheibe angeordnet ist, ist für das Zurichten der Vorschubscheibe das im Vordergrund sichtbare Böckchen vorgesehen. Bei dieser Anordnung der Abrichtvorrichtung wird eine genaue Gerade der D. S. an der Anlagestelle des Werkstückes erzielt.

Wie diese Ausführungen darlegen, bedeutet das spitzenlose Schleifverfahren auch in seinen Abarten einen großen Fortschritt in der Entwicklung der Bearbeitungsmethoden. Auch im Hinblick auf die erzielbare Genauigkeit ist noch einiges zu sagen. Hier sprechen Zahlen mehr als Worte. Der Genauigkeitsgrad der einzelnen Arbeitsstücke ist auf Grund eigener Messungen und anderweitiger Erfahrungen auf wenige tausendstel Millimeter beschränkt, auch wenn als Ausgangsmaterial roh gewalzte Rohlinge die Maschine durchlaufen. Bei einem zweiten Schliff oder bei vorgearbeiteten Teilen und guter Pflege der Schleifscheiben ist der Genauigkeitsgrad so groß, daß Unterschiede mit den meist gebräuchlichen Meßwerkzeugen nicht mehr feststellbar sind oder nur durch Feinmeßgeräte ermittelt werden können. Wir haben es also mit einem in jeder Hinsicht ungemein leistungsfähigen und besonders lohnsparenden Bearbeitungsverfahren zu tun.

Die Tabelle Abb. 16 gibt an einigen Arbeitsbeispielen noch Auskunft über erzielbare Stundenleistungen. Wir sehen rechts in der Spalte unglaublich klingende Zahlen. Selbst wenn nur relativ kleine Stücke gezeigt sind, ist doch im Vergleich zum bisherigen Rundschleifverfahren und der erzielten Genauigkeit untereinander eine sehr hohe Leistung und starke Herabsetzung der Herstellungskosten erzielt. Aber nicht nur Rollen für Gall'sche Ketten und für Rollenlager, Federbolzen, Ventilstücke usw., also immerhin Teile von mehr als Durchmesserlänge, können geschliffen werden. Wir sehen in Zeile 7 Scheibchen von 5 mm Durchmesser und 1,6 mm Breite als Arbeitsstück vertreten. Das Spannen solcher Teilchen nach dem Spitzenverfahren ist so gut wie ausgeschlossen. Solch kleine Teile werden in einem Rohr gesammelt und mittels Stange ausgestoßen im Tempo des Durchlaufs zwischen den Scheiben.

Auch an Stangen aus Werkzeugstahl ist die Schleifleistung nicht unbeträchtlich. An Stelle des Ziehens treten die beiden Scheiben. Die Kosten beider halten sich wahrscheinlich die Wage. Ist die Schleifleistung der Leistung im Ziehen ebenfalls gleichwertig, so bedeutet das Schleifen doch noch einen Vorzug, denn das Glühen und Beizen der Ziehlinge wird gespart.

An den Beispielen sieht man wiederum die Pflege der Schleifscheiben als ein hervorragendes Mittel zur Erzielung genauer und großer Arbeitsleistungen. Keine Handarbeit ist zu ähnlichen Fähigkeiten imstande.

Trotz dieser Leistungen sind wir erst im Anfangsstadium der Entwicklung neuer Bearbeitungsmethoden. Deshalb ist auch vorläufig das Verwendungsgebiet noch begrenzt. Erst müssen die Normungsarbeit und

Anpassung der Konstruktionen an neue Methoden noch weitere Fortschritte machen, bevor sie Allgemeingut werden können. Schon jetzt ist zwar eine große Zahl von Arbeitsgegenständen vorhanden, die ohne Mühe durch Sondereinrichtungen unter wesentlicher Zeit- und Lohnersparnis hergestellt werden können.

Für das spitzenlose Schleifen kommen in erster Linie Rollen, Rugellager, Automobilteile, Munition und eine Anzahl Gegenstände der elektrotechnischen Industrie

dieses Verfahren. Zunächst sind es die Zulieferanten für die elektrotechnische Industrie, Maschinenteile für Preßluftwerkzeuge, die Landwirtschaft, Beschlagteile für Weichen- und Wagenbau u. dgl. m. Vielfach hat man bisher aus Gründen der Verbilligung von Schleifvorgängen abgesehen. Auch in diesen Fällen kann das spitzenlose Schleifen Umwälzungen hervorrufen und gleichzeitig mit besseren und billigeren Fabrikaten den Markt erobern helfen.

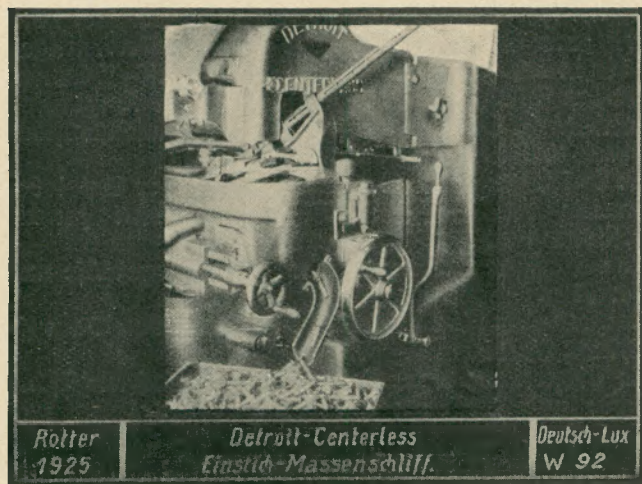


Abb. 13

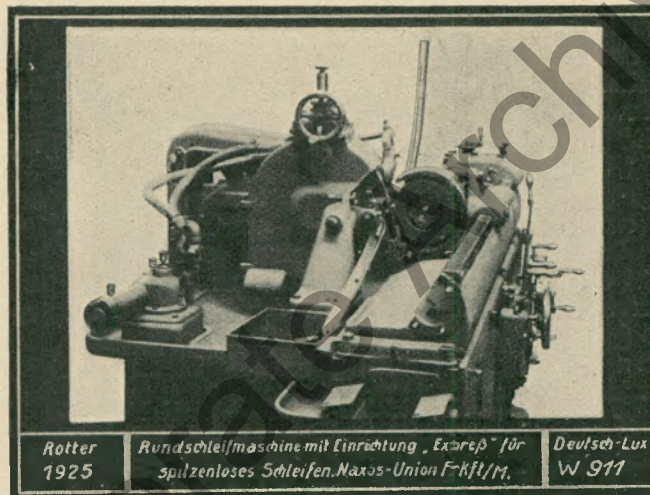


Abb. 15

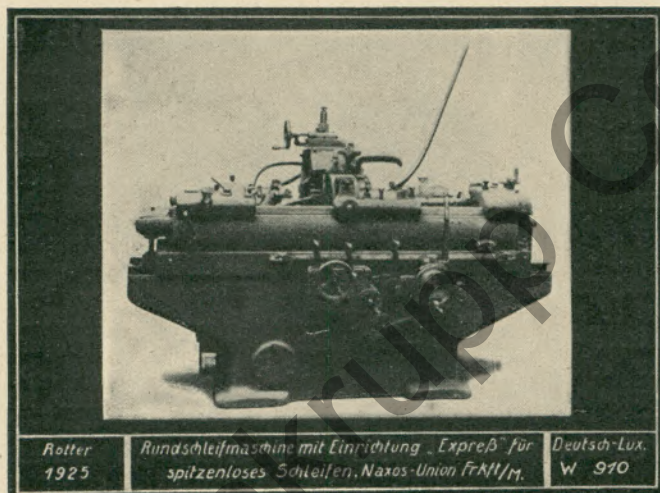


Abb. 14

Herkunft der Angaben	Maßstab 1:50	Werkstoff	Schnitt mm	Anzahl Schnitte	Genau mm	Fertigleistung /Stunde
Heim		St. gehärtet	0,1	1	0,005	6000 Stück
"		"	0,3	2	0,003	600 "
"		"	0,4	—	—	235 "
Cincinnati		"	0,25	1	0,005	375 "
"	Stange 19 φ	W. St.	0,15	1	0,0075	75 Meter
"	6,4 φ	"	0,125	1	0,005	148 "
Detroit		Spez. St.	0,15	1	—	8400 Stück
"		St. gehärtet	0,3	1	—	378 "
"		"	0,5	6	—	88 "
Nax. Union		"	0,25	—	0,007	200 "
"		"	0,25	—	0,005	250 "
Eig. Betrieb		Spez. St.	0,1-0,4	1	0,004	480 "
Rotter 1925 Spitzenloses Rundschleifen Arbeitsbeispiele mit Leistungsangaben.						Deutsch-Lux W 017

Abb. 16

in Betracht. Von der letzteren sind es die Siemens-Werke, die heute schon in vielen Abteilungen zur fließenden Arbeitsweise übergegangen sind. Auch dort hat bereits die Anpassung an neue Herstellungsmethoden große Fortschritte gemacht. Bei fließenden Arbeitsverfahren hört selbstverständlich jede Anpassungsarbeit auf. Das Zusammenpassen der Einzelteile innerhalb engster Grenzen ist eine wesentliche Vorbedingung für den Arbeitserfolg und die Güte der Erzeugnisse. Da ist nun das soeben behandelte spitzenlose Schleifverfahren ein kleines Mädchen, fließenden Zusammenbau zu begünstigen.

Aber auch im Maschinenbau und in der Schwerindustrie ist eine Reihe von Anwendungsgebieten für

In der Anfertigung von Zerreißstäben und sonstigen Proben für alle Zwecke der Materialprüfung ist dieses Verfahren geeignet, ebenfalls beträchtliche Ersparnisse zu bringen.

Sind die Stückzahlen geringer, wie das ja in Deutschland leider nicht anders wird sein können, muß man sich eben mit bescheidenerem Erfolge begnügen. Es wäre jedoch auch in diesen Fällen grundsätzlich falsch, ganz auf die Vorzüge solcher billiger Herstellungsmittel zu verzichten. Die Beschaffung einer der vorhin gezeigten Spezialmaschinen ist bei ungenügender Ausnutzung natürlich nicht lohnend. Es ist aber möglich, vorhandene Mittel durch Umänderungen vollwertig in den Dienst der neuen Methode zu stellen.

Charakterköpfe aus der Eisenindustrie

2. Friedrich Wilhelm Harkort

Von Dr. Friedrich Schubert

Ich weiß wohl, daß ich früher meinen faulen Zeitgenossen zu rasch vorangestürmt und darüber oft hart gescholten worden bin, ich bekomme aber trotzdem in meinem hohen Alter noch Recht — mit diesen Worten konnte am Ende seines langen, an Kämpfen und ideellen, keineswegs auch an materiellen Erfolgen reichen Lebens der „alte Harkort“, auch wohl Westfalens „alter Friß“ genannt, seine Bestrebungen rückschauend trefflich selbst charakterisieren.

Friedrich Wilhelm Harkort, der noch im letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts, am 22. Februar 1793 auf dem Familiengut Harkorten in der Grafschaft Mark als viertes von den neun Kindern Johann Kaspar Harkorts geboren wurde, war in der Tat eine Kämpfer- und Fortschrittsnatur; auf den zahlreichen Gebieten, auf denen sich dieser unermüdlich regsame Mann betätigte, galt sein Streben stets nur dem einen Ziel: dem Neuen, Besseren zum Siege zu verhelfen über alte, überlebte Anschauungen und Zustände. Als Organisator muster-gültige, eigene Betriebe errichtend, als Wirtschaftspolitiker die umwälzenden Neuerungen der Zeit eifrig propagierend, als Parteipolitiker inmitten der damaligen, oft wildbewegten parlamentarischen Kämpfe stehend und für seine Ideen nicht nur durch Tat, Beispiel und Wort, sondern auch durch ausgedehnte schriftstellerische Arbeit werbend — so lernen wir diesen eigenwilligen Westfalen kennen und hochachten, wenn wir sein Leben näher betrachten, das in den Tagen des Aufstiegs Napoleons beginnt, bis ins neue deutsche Kaiserreich und in die Glanztage Bismarcks führt und so eine auch an äußeren weltgeschichtlichen Geschehnissen und an wirtschaftlichen Wandlungen überreiche Zeitspanne umschließt*.

Einer altangesessenen Familie mit den besten kaufmännischen Traditionen entstammend, genoß Friedrich Harkort eine vortreffliche Erziehung im Elternhaus, in der heimischen Volksschule und später in der Wiedemannschen Handelsschule in Hagen, wo er bis zum Jahre 1808 verblieb, um dann in die Lehre des Wuppertaler Webwarenfabrikanten Mohl (in Barmen-Wichlinghausen) einzutreten, dessen Tochter er auch später geheiratet hat. Nachdem er die Feldzüge der Jahre 1814 und 1815 (im Bülowischen Heeresteile) mitgemacht hatte, aus denen er verwundet und mit dem Eisernen Kreuz geschmückt wiederkehrte, begründete er 1819 sein erstes selbständiges Unternehmen, eine „mechanische Werkstätte“ auf der Burg zu Wetter. Das besonders Neue und Bahnbrechende bei dieser Gründung lag vor allem in dem erstmalig konsequent durchgeführten Versuch, auf dem Gebiet der Eisenindustrie dem damaligen alleinigen und weltmarktbeherrschenden Produzenten England Konkurrenz zu machen und auch auf deutschem Boden von jetzt ab Mustergültiges in diesem Industriezweig zu leisten.

* Die ausführlichste Biographie über Harkort schrieb sein Schwiegersohn Louis Berger: „Der alte Harkort, ein westfälisches Lebens- und Zeitbild“ (Leipzig 1890.) — Vgl. auch die Würdigung Harkorts und Bergers im „Bericht über die Verhandlungen des 38. Verbandstages des Verbandes Rheinisch-Westfäl. Bildungsvereine“ von Beumer. (1905).

Harkort, der zur Begründung dieses unerhört neuen Unternehmens eigens nach England gefahren war, wo er die einschlägigen Betriebe besichtigte und von wo er auch die ersten Facharbeiter und Maschinen mitbrachte, zählt selbst in einer Schrift diejenigen technischen Neuerungen auf, die in der Folge in seiner Fabrik zuerst aufkamen: „In der Eisengießerei die Einführung der Kupolöfen mit Stichherd, die Formerei schwieriger Maschinenstücke in Sand und der Guß der Hartwalzen.

Die Anfertigung und Verwendung eiserner Getriebe, namentlich der konischen Räder und deren genaue Modellierung nach richtigen Grundsätzen.

Die verbesserte Konstruktion der Zylindergebläse und Wasserräder.

Die Herstellung der ersten doppelwirkenden Dampfmaschinen bis 100 P. S.

Die Einrichtung einer Kesselschmiede nach englischer Methode und der dazu erforderlichen Maschinen und Gerätschaften.

Die Anfertigung der ersten Heizapparate mit warmer Luft.

Die Puddlingsfrischerei (!).

Die Einführung der feineren Schleiferei für Stahlwaren sowie der englischen Rundsäge.“

Harkort zeigte sich weiterhin als Vorkämpfer für neue Ideen, als es galt, dem Handel und der erwachenden Industrie neue Aufstiegsmöglichkeiten zu geben durch Anlage der Eisenbahnen. Auch hier waren, wie auf dem Gebiet der Maschinenindustrie und wie bei allen technischen Neuerungen, tief eingewurzelte, uns heute unverständliche Vorurteile zu überwinden. Schon 1825, also zehn Jahre vor der Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahnlinie (1835, Nürnberg—Fürth), forderte Harkort dringend den Bau von Eisenbahnen, und auch später hat er unermüdlich für die Propagierung ihrer Weiterentwicklung gewirkt. — Ferner regte er die Ausrüstung der ersten Rheinschiffe und die Dampfschleppschiffahrt an, auch hier seiner Zeit vorausseilend und zunächst ohne jeden Erfolg sich für die neue Idee einsetzend.

In den späteren Jahren seines Lebens ging Harkort ganz in der Politik auf. Als Parlamentarier entfaltete er vielleicht seine vielseitigste Tätigkeit: im Revolutionsjahr 1848 wurde er in die Preussische Nationalversammlung entsandt; bis 1867 war er Mitglied der zweiten Kammer, dann Mitglied des Norddeutschen Reichstags, des Zollparlaments und schließlich des ersten Deutschen Reichstages. Er gehörte zunächst der Fraktion Vinckes, später dem linken Zentrum an. In diesen Jahren eifrigster parlamentarischer Tätigkeit (1848 bis 1851 hatte er seinen Wohnsitz dauernd, später vorübergehend in Berlin) wirkte Harkort besonders auch durch zahlreiche Flugschriften, wie er sich überhaupt bis zum Lebensende eifrig literarisch betätigte.

Auf dem Gebiet der sozialen Frage verfocht er dabei freisinnige, aber nicht sozialistische Grundsätze: für die Förderung des Genossenschaftswesens, für die Gründung von Spar-, Darlehens-, Beamten- und Invalidenkassen trat er ebenso nachdrücklich ein wie für alle Ein-



Eşchößburg in Rumänien
Kohlezeichnung von Erik Pöhl

richtungen zur Hebung des Ackerbaues, des Handels, der Industrie und des Verkehrs. Besonders bemerkenswert war Hartforts Interesse für die Verbesserung der Volksbildung und für die soziale Hebung des Lehrerstandes. Sein Buch „Bemerkungen über die preussische Volksschule und ihre Lehrer“ schlug wie eine Bombe ein und wurde in ganz Europa verbreitet; zu einem andern Werk, das die soziale Frage scharf beleuchtete, dem „Arbeiterspiegel“, schrieb der alte Krupp, der Hartfort sehr hoch schätzte, das Vorwort.

Das äußere Leben Hartforts verfloß in größter Einfachheit und persönlicher Anspruchslosigkeit; ein reicher Mann ist er nie gewesen, und erst am Lebensende brachte er es zu einem bescheidenen Wohlstande. Von Wetter aus siedelte Hartfort in den 1850er Jahren mit seiner Familie auf das Gut Hombruch bei Dortmund über, das ihm ein einfaches, fast primitiv zu nennendes Obdach bot, wo er sich aber auf eigenem Boden „ländlicher Ungebundenheit“ erfreuen konnte. Hier ist er dann am 6. März 1880 im hohen Alter von 87 Jahren gestorben.

Republik und Demokratie

Von Dr. Ulrich Witt, Gelsenkirchen

Von der Verfahrenheit, in der sich das politische Denken unsers angeblich reifen Volkes befindet, zeugen die Vorstellungen, die man häufig mit dem Begriffe der „Republik“ verbindet. Dieser wird allgemein mit dem Begriffe der „Demokratie“ verwechselt, obwohl er nach seinem Ursprunge aus dem römischen Staatsgedanken auf eine ganz andere Stellung Anspruch machen darf. So mag es zweckmäßig scheinen, wenn wir in die folgerichtige wie großartige Denkweise Kants eintreten, mit der dieser am Begriffe der Republik seine Auffassung vom Staate mit meisterhaften Zügen entwickelt. Kant beweist hierin eine Weite des Blickes, die die Schlagwörter der Gegenwart weit hinter sich läßt.

Es ist ein kurzer Abschnitt aus Kants philosophischem Entwurfe „Zum ewigen Frieden“, in dem er seine Auffassung von der republikanischen Verfassung vorbringt, aus dem man für die Geschichtsauffassung viel lernen kann. Der Gegensatz zum Republikanismus ist nicht das Monarchische, vielmehr steht gerade das Prinzip der Demokratie in einem unversöhnlichen Gegensatz zum republikanischen Staate. Es ist durchaus unmöglich, aus einer Demokratie zur Republik zu kommen ohne gewaltsame Umwälzungen, wohingegen die anderen Staatsformen, wie die Monarchie und die Aristokratie, eine größere Verwandtschaft dazu aufweisen. Wie kommt Kant zu diesen Aufstellungen und was ist das Wesentliche an seinem Begriffe der republikanischen Verfassung?

Kant sagt, daß es zwei Arten der Einteilung einer Staatsform gibt, nämlich entweder nach der Anzahl der Personen, die die Regierungsgewalt ausüben: Herrschaft des Einen — Monarchie, Herrschaft der Edlen — Aristokratie, Herrschaft der Masse — Demokratie; oder die Einteilung erfolgt nach dem Unterschiede, ob das Belieben der Regierenden — viele oder wenige — den Ausschlag bei den staatlichen Handlungen gibt, oder ob dieser Ausschlag nach der Idee einer allgemein gültigen, unbedingt durchzuführenden Gesetzmäßigkeit erfolgt, nach der Idee des Rechtes, das über alles Belieben und über alle Wünsche und Neigungen gestellt werden muß. Die erste Staatsauffassung, bei der das Belieben des einzelnen oder der Mehrheit entscheidet, nennt Kant despotisch, und die zweite Staatsauffassung, bei der Recht und Verfassung als ehernes Gesetz unantastbar über allen Wünschen stehen, nennt Kant republikanisch. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob der Wille ein solcher eines einzelnen oder ein solcher einer überwältigenden Mehrheit ist. Wenn nach dem Belieben und ohne nach einer für alle unbedingt geltenden Gesetzmäßigkeit entschieden wird, so ist das Ver-

fahren despotisch, auch wenn es nur einer sein mag, gegen dessen Willen sich die Entscheidung vollzieht.

Während nun der Monarch — Kant führt Friedrich den Großen an — sehr wohl aus der Idee des unbedingt gültigen Rechts zu handeln vermag, wie es in der Selbstbezeichnung „als erster Diener des Staates“ zum Ausdruck kommt, ist die Demokratie immer despotisch. Unter den drei Staatsformen ist die der Demokratie im eigentlichen Verstande des Wortes notwendig ein Despotismus, weil sie eine exekutive Gewalt gründet, da alle über und allenfalls wider einen beschließen, was ein Widerspruch des allgemeinen Willens mit sich selbst und mit der Freiheit ist. Daher kann man sagen, daß die Staatsverfassung zur Möglichkeit des Republikanismus um so mehr stimmt, je kleiner das Personal der Staatsgewalt, d. h. die Zahl der Herrscher ist, und sie kann hoffen, durch allmähliche Reformen sich dazu endlich zu erheben.

Aus diesem Grunde ist es in der Aristokratie schon schwerer als in der Monarchie, in der Demokratie aber ganz unmöglich, anders als durch gewaltsame Revolution zu dieser einzigen vollkommen rechtlichen Verfassung zu gelangen.

Eine historische sachliche Erörterung mag zeigen, wie richtig die hier aufgestellte Unterscheidung zwischen demokratischem Despotismus und Republikanismus ist und welch umfassender, für alle politische Theorie und Geschichtsbetrachtung entscheidender Gesichtspunkt hier aufgestellt ist. Diese Staatsauffassung ist in dem machtvollen Staat des Altertums in voller Naivität, aber mit staunenswerter Folgerichtigkeit aufgestellt und durchgeführt worden, im römischen Staatswesen, woher der Ausdruck „Republik“ ja auch stammt.

Kant spricht davon, daß die Unbedingtheit des Staatsgedankens darin schon Ausdruck finden könne und müsse, daß wir uns als Staatsbürger gewissermaßen als Bürger eines übersinnlichen Reiches fühlen müssen, und daß, wenn es übersinnliche Wesen geben sollte, selbst für diese die Rechtsverpflichtung und die grundsätzliche Gleichheit vor dem Gesetz gelten müsse. Diese zur Verfinnlichung des Staatsgedankens gebrauchte Auffassung tritt uns nun im römischen Staatsgedanken tatsächlich entgegen. Bei Mommsen heißt es: „Die römische Götterwelt ist aus der Widerspiegelung des irdischen Rom in einem höheren und idealen Anschauungsgebiet hervorgegangen, in dem sich mit peinlicher Genauigkeit das Kleine wie das Große wiederholt. Der Staat und das Geschlecht, das einzelne Naturereignis wie die einzelne geistige Tätigkeit, jeder

Mann, jeder Ort und Gegenstand, ja, jede Handlung innerhalb des römischen Rechtskreises kehren in der römischen Götterwelt wieder.“ Mag man nun die unerbittliche Strenge, mit der in Rom in ältester Zeit besonders das Staatsgesetz gehandhabt wurde, auf die Bindung (religio) zurückführen, durch die der römische König bzw. Beamte in seiner Handlung an die Gemeinschaft mit einer übersinnlichen Welt glaubte — Tatsache ist, daß diese „republikanische“ Unbedingtheit des Gesetzes hier bestand. Es ist demnach nichts unsinniger, wie Rom als „Demokratie“ zu bezeichnen.

Die Beamten wurden wohl gewählt, aber nach festen unverbrüchlichen Vorschriften, und wenn einmal der Beamte gewählt war, so stand die Menge wie der einzelne unter der unabweisbaren Gewalt seines Gebotes. Besonders zeigt sich der Gegensatz zwischen Demokratie und Republik auch in der Beurteilung, die Theodor Mommsen, der liberale Politiker, der den 1848er niemals verleugnet hat, dem Reformator Tiberius Grachus zuteil werden läßt. Dieser hatte als Volkstribun die an sich richtige Agrargesetzgebung an das Volk gebracht und lebhaft und allgemeine Zustimmung gefunden — bis auf einen, seinen Mit-Tribunen Oktavius, der sein Veto einlegte. Damit war nach dem alten römischen, durchaus undemokratischen Geiste für dies Jahr der Antrag erledigt, wohl aber konnte er durch Wiederwahl des Tiberius Grachus im nächsten Jahre wiederholt werden. Bei Mommsen heißt es: „In früheren Zeiten hätte man

unter solchen Verhältnissen es sich nicht verdrießen lassen, den gestellten Antrag für dies Jahr zur Ruhe zu legen, aber in jedem folgenden ihn wieder aufzunehmen, bis der Ernst des Forderns und der Druck der öffentlichen Meinung den Widerstand brachen. Jetzt lebte man rascher.“ Tiberius Grachus stellt den Antrag an das Volk, den Oktavius abzusetzen, und das geschieht. Dieses Verfahren ist nicht mehr republikanisch, sondern demokratisch und despotisch, wenn es auch nur der Wille eines Bürgers wäre, der gegen die Verfassung vergewaltigt wird.

Das Wesen des Republikanismus bei Kant ist dahingehend zu verstehen, daß, im Gegensatz zu aller Willkür, der Gedanke an eine Unbedingtheit in Recht und Verfassung durchgeführt wird, die aller Willkür gegenüber unverbrüchlich gilt. Den Unterschied des republikanischen und demokratischen Charakters eines politischen Gebildes können wir in der neueren Zeit genau so verfolgen. Wir können in diesem Sinne von republikanischen und demokratischen Revolutionen sprechen.

Es ist wünschenswert, daß im deutschen Volk die Erkenntnis durchdringt, der dilettierenden Gedankenlosigkeit im politischen Leben ein Ende zu machen, um der Staatskunst wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Beim Gebrauch demokratischer Schlagwörter soll man sich nicht auf deutsche Philosophen und Gelehrte berufen, sondern zu begreifen versuchen, mit welchem Ernst und welcher peinlichen Sorgfalt diese Männer den Staatsgedanken aufgefaßt haben.

Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich auch verachtet sein wollen, ob wir zu allen andern Verlusten auch noch die Ehre verlieren wollen, das wird noch immer von uns abhängen. Joh. Gottl. Fichte.

★

Alles wahrhaft Große geht in der Welt nicht unter; und ob es schon scheinbar unterginge, es senkt wie die Pflanze, wenn sie abstirbt, das Samenforn in die Erde, aus der es seinerzeit versüngt wieder hervorgeht.

Rudolf von Ihering.

★

Dahin ist alle Sorge um den Staat, gelockert sind die Zügel, ungestraft übertritt ein jeder die Gesetze... Alle Gesetze sind aus Spinnweben zusammengewebt, kaum die kleinsten Heuschrecken können in ihnen festgehalten werden... Alle wachen über ihrem persönlichen Vorteil, keine Sorge für das Nächstliegende und Zukünftige... Wo keine Ordnung ist, da ist Verwirrung, und wo Verwirrung, da ist keiner sicher. Die Ordnung verlangt, daß jeden Entartungen und Gefahren, in denen sich der Staat befindet, sorgfältig und eiligst abgeholfen wird, weil eine tödliche Krankheit das Deutsche Reich befallen hat. Wenn man dieser nicht schleunigst durch ein heilsames Gegengift begegnet, so wird unzweifelhaft der Tod erfolgen, und man wird das Reich in Deutschland suchen, aber nicht finden; in der Folge werden Fremde unser Land einnehmen und sich in uns teilen...

Nicolaus von Cues.

★

Die deutschen Rolande

Ein Stück deutscher Geschichte

Von Dr. E. Kolbe

Was sind Rolande? So mancher, der eine fremde Stadt besucht und dort ein seltsam ausschauendes steinernes oder hölzernes Bild, wohl immer die Figur eines Mannes, auf offenem Markte gesehen hat, wird diese Frage gestellt haben. Die nachfolgenden Zeilen wollen versuchen, sie in Kürze möglichst erschöpfend zu beantworten, ohne jedoch in eine gelehrte Untersuchung zu verfallen.



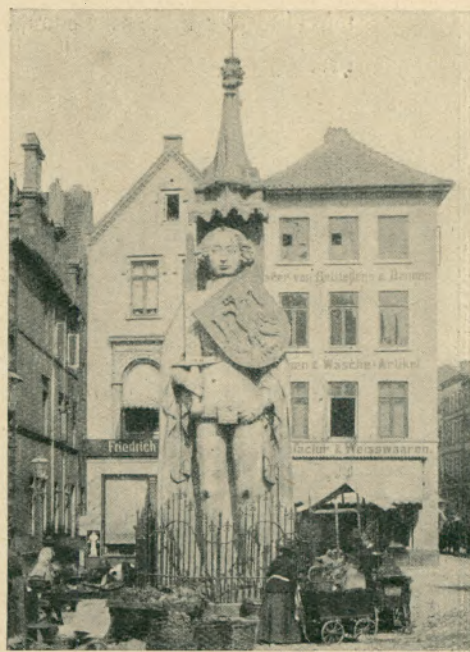
Brakel i. W., Rolandsäule

Roland ausgestatteten städtischen Gemeinwesen hätten volles Marktrecht und volle Gerichtsbarkeit. In weitaus den meisten Fällen ist die Errichtung einer solchen Statue aus irgendwelchen Gründen unterblieben, in vielen Fällen aber wird das Rolandsbild entweder durch äußere Gewalt (Krieg, Feuersbrunst) oder durch Alter zerstört worden und dann verschwunden sein. Urkundlich datiert als der früheste Roland in Deutschland ist der zu Halle a. S. (von 1341), dann folgt die Errichtung eines Rolandsbildes zu Hamburg (zwischen 1342 und 1350), zu Bremen 1366, Zerbst 1385, zu Berlin (aber nicht mehr vorhanden) 1391–1398. Alle übrigen Rolande in deutschen Städten sind, soweit noch vorhanden, in eine viel frühere Zeit als die Wende des 14. Jahrhunderts zu datieren. Erst zu dieser Zeit zeigte sich in den Städten, die mit vollem Marktrecht und voller Gerichtshoheit begnadet waren, ein ziemlich starker Eifer, dies durch eine geharnischte und bewehrte steinerne oder hölzerne Figur oder ein sonstiges Bild zum Ausdruck zu bringen. Bemerkenswert ist hierbei, daß nicht alle deutschen Gauen das charakteristische Rolandsbild akzep-

* Hierau schreibt unser Schriftleiter: Wenn sich auch die Errichtung der noch stehenden Rolandsfiguren nur bis in das Mittelalter verfolgen läßt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sie Zeugen der ältesten germanischen Vorzeit sind. Das Wort Roland ist entstanden aus Roland. Rog ist unser heutiges Wort Rüge, Land bedeutet Ort, Stätte. Rogland ist mithin die Rechts- oder Gerichtsstätte, die Walfahrt. Ursprünglich stand daselbst eine Eiche oder eine hölzerne Säule (Riminul), an deren Stelle dann im Mittelalter eine Ritterfigur errichtet wurde. Überall, wo im Mittelalter der Deutsche germanische Ordnung, Recht und Sitte hintrug, entstanden dort zum Zeichen Rolandsäulen. So heißt es in der Heimskringla der Sagas: „Stiftung für Rechtsgedichte, Germanische Abteilung, Band 30 Seite 303. Der Roland von Ragusa, von Paul Puntichart, Graz: „Dort steht eine Rolandsfigur aus Stein, ähnlich dem Roland in Bremen, auf einem freien Platz gegenüber der Kirche des heiligen Blasius.“ In der Beschreibung heißt es u. a.: „Hieraus erhellt doch unzweideutig die Rolle des Roland im Rechtsleben der Stadt und eine bewusste Erfassung seiner juristischen Bedeutung. Nicht nur fanden hier Recht und Freiheit des Gemeinwesens ihren symbolischen Ausdruck, sondern auch der Wollzug von Strafe an Verbrechern, wie Unbescheidenen und Abtreibern des Vortes, knüpfte sich an den Ort, indem man das Schwert mit der Rechtspflege in Verbindung brachte; ferner war da das Maß der Ragusaer Elle verzeichnet (= 51 Ztm.) und im Stoffhandel wurde die Maßrichtigkeit daran geprüft. Der Stein war Blut- und Marktsäule. Außerdem pflegten von seiner Plattform die städtischen Einnahmen fundgemacht zu werden. Die Rolandsäule stellt sich als das Wahrzeichen der Konzentration des politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Lebens Ragusas dar. Die blühende Republik stand unter der Oberhoheit des Königs von Ungarn, der damals zugleich römischer Kaiser und deutscher König war und den engen Beziehungen gerade mit dem Norden Deutschlands verbanden. Möglicherweise hat der Kaiser selbst der Einführung des eindrucksvollen Wahrzeichens der deutschen Stadt in Ragusa nicht ganz ferngestanden.“

tierten, dieses vielmehr mit geringen Ausnahmen nur in den Gebieten mit sächsischem und thüringischem Recht Eingang fand, dann aber selbst in recht kleinen Orten, doch sind deren nur wenige auf unsere Tage gekommen. Nach Westen hin weichen sie nicht über die westfälische Grenze hinaus, im Osten gehen sie nur vereinzelt über die Oder (Zehden und Königsberg N.-M., Elbing und Riga). Leitmeritz (Böhmen), Hermannstadt (Siebenbürgen) behaupten, noch einen Roland zu besitzen, doch fehlt jeder urkundliche Nachweis, ebenso für Breslau; dort soll an der Stelle, wo jetzt die Staupe steht, vorher ein Roland gestanden haben, was aber wenig wahrscheinlich ist. Wir können uns daher eigentlich nur an die jetzt noch vorhandenen Rolandsbilder halten; es ist zwar keine große Zahl, aber in ihrer Auffassung und Darstellung sind sie so verschieden und charakteristisch, daß man ihr Bild lange im Gedächtnis behält. Und welch reiches Stück Geschichte würden sie uns erzählen, könnten sie sprechen! Wenn auch nur wenige Jahrhunderte mit der Geschichte ihrer Stadt verwahten, haben sie doch manchen Sturm, manche schwere Gefahr in derselben miterlebt, haben Generationen kommen und gehen sehen und stehen immer noch an ihrem Platz, treue Wacht haltend, Zeuge aus längst vergangener Zeit, hineintragend in die vielbewegte neue Zeit. Da das Gebiet ihres Vorhandenseins ein räumlich ziemlich eng begrenztes ist, so ist ihre Zuteilung zu den einzelnen Gegenden leicht und übersichtlich. Engerisches Gebiet: Brakel, Obermarsberg, Bremen, Bederseda; Nordalbingisches Gebiet: Bramstedt, Wedel; Ostfälisches Gebiet: Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg, Calbe, Stendal, Salzwedel, Gardelegen, Buch (bei Tangermünde); Thüringen: Nordhausen, Neustadt unterm Johannisstein, Questenberg, Erfurt; Nordostdeutschland: (sogenanntes Kolonisationsgebiet) Zerbst, Perleberg, Halle a. S., Wölgern a. E., Greiberg (Sachsen), Burg (bei Magdeburg), Brandenburg a. H., Angermünde, Prenzlau, Pöhlitz (Dorf bei Prenzlau). Berlin hatte einst ebenfalls einen historischen Roland (auf dem Molkenmarkt, wohl der ältesten Gerichtsstätte Berlins), der aber vom Eisernen Friedrich in die Spree gestürzt wurde. Die Neuzeit bescherte der deutschen Reichshauptstadt dafür gleich zwei andre Rolandsfiguren.

Verschiedentlich ist die Darstellung: meist die volle Gestalt eines geharnischten Ritters oder sonstige Gewappneten, fast stets mit Schwert bewaffnet; andere Beigaben sind: Kreuz, Schild, Fahne, Hut- oder helmartige Kopfbedeckung. In vielen Fällen steht das Bild auf niedrigem, in anderen auf hohem Postament, in einzelnen Fällen auf dem Erdboden. Das Material ist in den meisten Fällen Stein, freilich oft vielfach verwittert oder stark beschädigt. Ihre Hauptbedeutung hatten die alten Rolandsbilder, indem sie das den Städten verliehene Marktrecht sinnfällig darstellten und symbolisch zum Ausdruck brachten. Während dieses Marktrecht, einzelnen Marktherrn persönlichen Charakter hatte, ging dieses unter Ludwig dem Deutschen in einen lokalen über; der mit diesem Marktrecht begnadete Ort kam unter „Königsbann“, ihm wurde „Königsfriede“ zuteil, dessen Verletzung mit hoher Strafe belegt. Die fortschreitende Zeit nahm von den Städten diesen königlichen Glanz nach und nach fort. Und doch trug auch dieser mehr symbolisch zum Ausdruck gebrachte Nimbus recht viel bei zur Erstarkung zahlreicher Städte und Gemeinwesen in deutschen Landen und schuf ein kräftiges, den kommenden Stürmen der Zeit gewachsenes Bürgertum.



Bremen, Roland

Die beste Erklärung werden Abbildungen, die wir leider nicht alle bringen können, und kurze Beschreibungen einzelner Rolande selbst geben.

1. Der Roland zu Brakel ist keine Rolandsfigur mehr; diese stand vielmehr bis etwa 1830 als „kleines Kerlchen“ auf der jetzt noch stehenden Säule und ging durch einen Unfall in Trümmer, worauf nur noch Kopf und Fahne wieder aufgerichtet wurden.
2. Stattlicher, wenn auch leider stark beschädigt, ist der auf dem Friedhofe vor der Stiftskirche zu Obermarsberg stehende Roland. Er stellt einen Ritter mit umgehängtem Mantel vor, ein Schwert an der Seite und das Modell einer Kirche, wahrscheinlich der Stiftskirche, im linken Arm. Nach dem Harnisch zu urteilen, ist das Bild nach 1410 errichtet worden, vielleicht gar erst zu Anfang des



Perleberg, Roland

16. Jahrhunderts. Eine längere lateinische Inschrift auf dem ziemlich großen Sockel kündigt: „Anno 1737 renovata“.
3. Der ziemlich weit bekannte Roland von Bremen steht dort vor dem Rathause, ist mit Schwert und Schild bewaffnet und soll als hölzerne Figur schon 1111 vorhanden gewesen sein; diese wurde 1366 gelegentlich eines Kampfes zerstört, worauf 1404 das noch jetzt vorhandene, in ziemlich schwülstigen Formen gehaltene steinerne Bild errichtet worden sein soll.
4. Fast in derselben Auffassung, aber in viel gefälligerer Gestalt zeigt sich der steinerne Roland zu Halberstadt am dortigen Rathause. Auch er trägt Schild und Schwert, ist mit breitem Gürtel und mit einem leicht über die Schultern fallenden Mantel angetan, steht aber nur auf niedriger Steinsohle. Das von Lodon umgebene Haupt läßt auf ein jugendliches Modell, die ganze Ausführung auf einen Künstler schließen. Auf dem den Leib lose umschließenden Gürtel ist zugleich die Datierung: Anno — Domini — millesimo — CCCC — XXX — iij. Das Bild soll schon 1433 hier gestanden haben.
5. Der in einer Baumgruppe stehende Roland zu Quedlinburg ist ziemlich stark vom Zeichen der Zeit mitgenommen, Harnisch und Schild kaum noch zu erkennen, der rechte Arm aber hebt noch mutig das Schwert empor. Bis 1477 hat das Bild auf offenem Markte gestanden, ist dann aber in kriegerischer Zeit abgebrochen und beiseitegeschafft worden; erst die Neuzeit (1869) stellte es vor dem Rathause wieder auf.
6. Im Dorfe Buch bei Stendal, das wohl früher ein Städtlein gewesen, hat sich ein hübscher, ziemlich gut erhaltener Roland auf unsere Tage gerettet. Das Bild zeigt ebenmäßige Formen, ist 4½ Meter hoch und steht auf roh behauenen Postament. Die Figur stand bis 1663 vor dem Rathause, wurde beim Einsturz des Rathauses stark beschädigt und 30 Jahre später vor dem Lehnsschulzenamt wieder aufgerichtet. Seit alten Zeiten ist es hier Sitte, daß die Jungfrauen und Jünglinge des Ortes zu Pfingsten das Rolandbild mit einer großen Blumekrone schmücken.

7. Der Roland zu Questenberg ist von Holz, ziemlich roh gearbeitet, mit übermäßig langem Gesicht; einige Farbspuren sind noch vorhanden. Die Arme sind sehr lang und dünn; der rechte hebt das blanke Schwert empor. Das Bild steht mit den Füßen auf dem Erdboden und mißt mit Kopfbedeckung 3,24 Meter.

8. Von fast moderner Auffassung ist das Rolandbild zu Perleberg. Es steht dort auf dem Marktplatz vor dem Rathause und stellt, auf hohem, gerundetem Postament, einen in schöne Panzer gekleideten, barhäuptigen Ritter dar; mit der Rechten hebt er das blanke Schwert empor, während die Linke einen seitwärts gelehnten Schild festhält. Die Darstellung ist fast als eine kriegerische zu bezeichnen. Interessant sind die „Maße“ dieses Bildes: Höhe vom Scheitel bis zur Sohle 12 Fuß 2 Zoll, Kopfhöhe 1' 9", Umfang des Kopfes in Stirnhöhe 4' 3", Halshöhe 6", Schulterbreite 4', Brust 3' 4", Länge der Oberarme 3' 5", Umfang derselben 2' 4", der Unterarme bis zum Handgelenk 2' 2", Handlänge 1½", Mittelfingerlänge 10", Taille 5' 5" usw. (nachzulesen in der Chronik von Prenzlau). 1863 wurde das Schwert gestohlen, es wurde wieder ersetzt; 1871 hieben zwei Soldaten dem Roland die Nase ab; sie wurde wieder ergänzt; außer den recht empfindlichen Strafen kostete den mutwilligen Tätern der „Spaß“ etwa 160 Mark.

9. Eine der in bezug auf Darstellung besten deutschen Rolandfiguren ist der Roland am Neustädtischen Rathause zu Brandenburg a. H. Das durchaus edle, wenn auch in einigen Teilen etwas unbeholfen erscheinende Steinbild hat eine Höhe von 5 m 33½ cm und steht auf einem Steinblock von 0,628 m Höhe. Das Stadtbuch berichtet, der Roland sei „1402 aufgestellt“, d. h. an Stelle einer alten, zerfallenen Statue eine neue errichtet worden. Eine abermalige Aufrichtung scheint 1474, eine Renovierung 1556 erfolgt zu sein; diese Jahreszahlen am Sockel deuten darauf hin. 1716 wurde die Statue von ihrem den Verkehr hindernden Standort näher an das Rathaus herangerückt, wo sie noch steht und wesentlich zur Bedeutung und Zierde des Plazes beiträgt. Dieser Figur ist auch der in unsern Tagen vor dem Märktischen Provinzial-Museum in Berlin aufgestellte Roland nachgebildet. Die Darstellung ist die übliche mit Schild und Schwert.

10. Endlich möge noch kurz eines nur noch als hölzernes Fragment erhaltenen Rolandbildes gedacht sein: in dem Dorfe Pöhlow bei Prenzlau (U. M.). Das Ganze ist eine aus zwei starken Bohlen ziemlich roh bearbeitete, direkt in das Erdreich eingerammte Figur, zu deren Erkennung man allerdings einige Phantasie verwenden muß. Der rechte Arm fällt schlaff herab, der linke hält aufrecht ein blankes Schwert, wird jedoch in dieser Tätigkeit aus naheliegenden Gründen durch einen Stab gestützt. Der Kopf ist ohne Gesichtszüge. Der früher viel lebhaftere Ort soll ursprünglich Stadt gewesen und seinen steinernen Roland besessen haben, der aber von den Prenzlauern geraubt wurde, worauf man den hölzernen Ersatz beschaffte. —

Saxa loquuntur!

Die Steine reden, auch diese nicht immer reife Kunst verratenden, inkräftigen, harten Formen gehaltenen Steinbilder. Man legte ihnen früher, ja noch vor 50 Jahren, viel zu wenig Wert bei, und so ist es gekommen, daß sie immer mehr verwiterten, daß schriftliche Nachrichten immer seltener wurden, und doch würde es die Mühe lohnen, in alten verstaubten Stadttarchiven und Registraturen einmal gründlich Umschau zu halten —, manches schöne, längst schmerzlich vermißte Nachricht aus uralter Zeit ist auf diese Weise wieder zu Ehren und geschichtlichem Wert gekommen.



Pöhlow, Roland

Gipfel und Abgrund

Zeitroman von Gregor Samarow

1. Fortsetzung

So war es denn gekommen, daß der Rüdenhof sich immer mehr vergrößerte und abrundete, und Buchlechner, der Rüdenbauer, gewann all das Ansehen und all den Einfluß, den der Reichtum und namentlich stets flüssige bare Geldmittel in den bauerlichen Kreisen ebenso sehr, ja noch mehr wie in anderen mit sich bringen. Zacharias Buchlechner war jedoch den übrigen Bewohnern von Beuerwald stets fremd geblieben und hatte sich ihnen gegenüber ganz ausschließlich auf den geschäftlichen Verkehr beschränkt.

Nachdem er so in einigen Jahren sein Besitztum schon erheblich reicher gemacht hatte, war er mit einemmal auf Reisen gegangen, einige Wochen fortgeblieben und dann mit einer Frau zurückgekehrt. Das Bezirksamt hatte ihm attestiert, daß er richtig getraut sei, und alle Papiere waren wieder ganz in Ordnung; den Bauern von Beuerwald aber wollte es mit der Rüdenbäuerin trotzdem nicht ganz richtig vorkommen.

Sie hatte einen dunklen, gelbbraunen Teint, kohlschwarze, glänzende Augen und ebenso schwarze Haare, wie man es wohl bei den Zigeunern findet, aber selten nur bei dem Volkstamm jener Gegend sieht.

Wohl besuchten der Rüdenbauer und die Bäuerin regelmäßig den Gottesdienst, sie hörten andächtig die Messe und taten alles, was ihre Pflicht als gute Christen von ihnen verlangte; aber dennoch blieb man dabei, daß irgend etwas nicht recht in Ordnung sei.

Die Bäuerin vom Rüdenhofe wußte tausend wunderbare Mittel, welche gut waren für Früchte, Menschen und Vieh, sie gab den Kindern und Rassen heilsame Tränke und besaß Pflaster für Verwundungen, welche jedesmal ihre Wirkung taten; das Ungeziefer konnte dem Hof und den Feldern des Rüdenbauers nichts anhaben, und flüsternd erzählte man sich, daß die Bäuerin geheimnisvolle Worte mit den Winden spräche, welche dann die Wetter und die Hagelschauer vorübertragen an allem Besitztum des Zacharias Buchlechner; auch hörte man zuweilen am späten Abend, wenn der Hof längst geschlossen war und von den mächtigen Doggen bewacht wurde, aus dem Garten her wunderbare fremdartige Weisen erklingen, und die einzelnen Worte des Gesanges, die zuweilen an das neugierig laufende Ohr eines Vorübergehenden drangen, mußten oft einer ganz fremden Sprache angehören. Schauernd bekreuzigten sich dann die Leute und erzählten sich untereinander, daß das wohl die Verschwörungsformeln sein müßten, mit denen die Rüdenbäuerin die Geister zwänge, immer neues Glück und neuen Gewinn auf ihren Hof herabzubringen. Aber leise nur wurde das alles geflüstert, denn man fürchtete den Rüdenbauer und hatte ihn nötig. Die meisten standen in seinem Schuldbuch verzeichnet, und wer sich auch von seiner Verpflichtung freigemacht hatte, der dachte doch immer daran, daß er die Kasse des reichen Buchlechner einmal wieder nötig haben könne, und hütete sich wohl, dessen Anwillen zu erregen. Auch war die Bäuerin freundlich und bescheiden gegen alle Welt; sie tat nicht groß mit ihrem reichen Besitz, sie erhob sich nicht über andere, die weniger hatten als sie, und half den Armen, wo sie es vermochte, so daß niemand ihr eigentlich zürnen konnte. Nur das Geheimnis, das sie umgab, flößte allen anderen Frauen eine ängstliche, abergläubische Scheu ein, die sie nicht überwinden konnten, obgleich der alte Pfarrer Martel von Beuerwald, der seit langen Jahren im Amte war und nicht nur bei seinen Pfarrkindern, sondern auch weit umher in hohem Ansehen stand, ihnen alle solche Gedanken über die Rüdenbäuerin, wenn er jemals davon hörte, streng verwies und versicherte, daß sie eine gute Christin sei, die in festem Glauben und in fröhlich geübten guten Werken hinter niemand zurückstehe. Die Leute schwiegen dann — konnten sie doch nichts dagegen sagen; aber immerhin blieb eine gewisse abergläubische Scheu in ihrem Herzen zurück, und mindestens waren sie überzeugt, daß die Rüdenbäuerin mehr von den Geheimnissen der Natur wisse als die anderen alle.

Dem Rüdenbauer wurde ein Töchterchen geboren, das bald frisch und fröhlich emporkam und die ganze Freude und den Stolz seiner Eltern ausmachte, deren einziges Kind es blieb.

Freilich bestete sich auch an dieses Kind wieder eine geheimnisvolle Scheu, denn es erhielt den Namen Borischa nach seiner Mutter, und die Leute von Beuerwald fanden, daß dies ein heidnischer Name sei, obgleich die Kleine zugleich auch auf den heiligen Namen der Jungfrau Maria getauft wurde und der Pfarrer Martel bestimmt erklärte, daß der Name Borischa aus dem Böhmerlande komme, woher die Rüdenbäuerin auch stamme, und durchaus nichts Unchristliches an sich habe.

Die kleine Maria Borischa wuchs kräftig und fröhlich auf und war ein gutes und freundliches, zugleich aber auch ein außergewöhnlich und eigenartig schönes Kind. Sie hatte die bräunliche Farbe und das rabenschwarze Haar ihrer Mutter, und ihre großen Augen glichen denen

ihrer Vaters, nur war die graue Farbe fast bis zum hellen Blau abgeklärt, auch lagen ihre Augen nicht so tief unter den schwarzen, schön gezeichneten Brauen.

Wie der alte Buchlechner hatte sie meist ihre Augenlider gesenkt und den Blick sinnend zu Boden gerichtet; wenn sie dann schnell und plötzlich ihre Augen aufschlug, so war jedermann fast geblendet durch den leuchtenden Glanz der unter den schwarzen Brauen und Wimpern hervorstrahlenden blauen Sterne, deren Blicke ebenso wie die ihres Vaters in die Tiefe der Seele hineinzudringen schienen, aber nicht wie bei jenem feindlich die Schwächen erspähend, sondern jedem einen herzlichen Gruß entgegenbringend, so daß ihre Blicke in jedes Herz wohlthätige Wärme hineinstrahlen ließen. Dabei war die Kleine geschickt und ansehnlich; oft sprach sie wunderbare Worte, welche wie aus einer fernen Märchenwelt herüberklangen; sie schien alle Dinge von den Sternen des Himmels bis zu den Blumen am Wiesenrain hinab als mit Empfindung und Verständnis besetzt zu betrachten und führte oft mit den Sternen und den Blumen lange Gespräche. Einzelne Leute sagten, das Klinge so schön und so andächtig wie in der Kirche, andere aber schüttelten scheu den Kopf, wenn sie dergleichen hörten, und schlugen wohl ein Kreuz, um sich zu schützen vor dem Einfluß der Geister, mit denen nach ihrer Meinung das Kind verkehrte.

Der eigentümliche Reiz und die Schönheit der Tochter des Rüdenbauers hatten sich noch erhöht, als Maria Borischa zur blühenden Jungfrau emporgewachsen war; sie war weitaus das schönste Mädchen im Lande, ihre Gestalt war kräftig und dabei doch so schlank und zart, daß sie wohl an die Elfen erinnern mochte, die im Mondschein auf den einsamen Waldplätzen ihre Reigen hielten.

Wunderbar geheimnisvoll und doch so fromm, freudig und treuherzig leuchteten ihre Augen; sie sprach auch noch mit den Sternen und Blumen, und auch die Kenntnis und Herrschaft über gewisse geheimnisvolle Kräfte der Natur schien von ihrer Mutter auf sie übergegangen zu sein — alle Tiere gehorchten ihrem Willen; die mutigen Rosse und selbst der unbändige Stier schmeichelten ihr, und auch die wilden Rüden, welche gegen alle Knechte und Mägde mürrisch und zurückhaltend blieben, legten ihr die Hände und richteten sich schmeichelnd an ihr auf, wenn sie zu ihnen herantrat. Auch kannte sie die Heilkräfte der Kräuter und verstand es, schwere Wunden mit kräftigem Balsam zu heilen und die Krankheiten der Tiere und Menschen wirksam zu behandeln.

Ihre Mutter hatte ihre Jugendblüte nicht mehr erlebt; sie war gestorben, als Maria Borischa eben auf der Grenze des Kindesalters stand.

Der Rüdenbauer war seit dem Tode seiner Frau noch finsterner, schweigsamer und unnahbarer geworden als vorher; alles, was er an Liebe, Wohlwollen und Freundlichkeit in seiner Seele zu finden vermochte, hatte er seiner Tochter, die ein Vermächtnis der heimgegangenen Lebensgefährtin war, zugewendet, und es war wunderbar, welche Gewalt das Mädchen über den sonst so starren und harten Mann besaß. Er versagte ihr keinen Wunsch; was sie von ihm erbat für sich oder andere, das war fast im voraus schon gewährt und erfüllt. Die kostbarsten Seidenstoffe ließ er für die Mieder und Röcke seiner Tochter kommen, seltene goldene Schaumünzen schaffte er für sie als Schmuck, und selbst Edelsteine von hohem Wert glänzten an Festtagen an ihrem mit Goldquasten zusammengesehnürten Mieder — dem „Bubentroger“, wie man im Lande sagt.

Maria Borischa freute sich ihres reichen Staats; sie war nicht eitel darauf und nicht hochmütig, weil sie es besser hatte wie die andern Dirnen des Dorfes — sie schien es kaum zu ahnen, daß all diese Dinge, mit denen ihr Vater sie so reich beschenkte, einen hohen und besonderen Wert besaßen, aber sie hatte ein Gefallen am Edlen, Schönen und Besonderen, sie freute sich an dem bunten Schimmer der Seidenstoffe und an dem Glanz der Edelsteine, ohne stolz darauf zu sein, daß sie dieselben besaß, und wenn eine arme Dirne sie darum gebeten hätte, so würde sie ihr gern geschenkt haben, was alle ihr beneideten.

Solche Gewänder und solcher Schmuck aber paßten auch für sie, als wenn sie dafür geboren wäre und gar nicht imstande sei, etwas anderes zu tragen.

Ihre Kleidung war ganz nach Art und Schnitt des Volkes der Gegend, und doch stand ihr alles so ganz besonders, daß man sie hätte für eine verkleidete vornehme Dame halten können. Die Leute nannten sie wohl hämisch und neidisch „die Prinzessin“, freilich nur leise und verstohlen, denn sie jemals ein böses Wort hören zu lassen, dazu fürchtete man zu sehr den alten Buchlechner, der niemals eine Beleidigung verzieh; und dann auch verschwand unter den hellen, warmen und freundlichen Blicken der schönen Maria Borischa aller Neid und alle Mißgunst wie der Reif unter dem Strahl der Frühlingssonne.

Der Spottname der Prinzessin paßte aber für sie in der Tat auch merkwürdig; bei aller kindlichen Harmlosigkeit, bei aller Herzensgüte und Freundlichkeit hatte sie in ihrer Haltung und Bewegung etwas Gebieterisches, Königliches, und es schien, als ob die Elemente selbst keine Macht über sie hätten, wie dies bei den Feen der Sage der Fall ist; sie scheute nicht Wind und Wetter, sie griff überall in Haus- und Feldwirtschaft mit zu, und dennoch blieb ihr bräunliches Gesicht so zart und frisch wie eine eben gereifte Pflurich, und ihre Hände, die sie bei keiner Arbeit schonte, blieben weiß und weich und so schlant und zart, daß sie die Handschuhe der vornehmsten Stadtdame hätte tragen können.

Der Rüdenbauer war aber auch nicht wenig stolz auf seine Tochter, und wenn er mit ihr unter den anderen Bauern erschien, was nur an der Kirchweih und an den höchsten Festtagen geschah, wenn sie dann so fröhlich und leicht, kaum den Boden berührend, neben ihm herschritt, des kostbaren Schmucks, den sie trug, kaum bewußt, dann schien sein hochmütig herausfordernder Blick und sein zufriedener und spöttisch zugleich lächelnder Mund zu fragen, wer wohl weit umher eine so schöne Tochter aufführen könnte wie er, und wer wie er sein Kind mit so kostbaren Kleidern und so edlen Steinen schmücken könne?

Freilich sprach der alte Buchlechner mit seiner Tochter kaum mehr als mit allen übrigen Leuten im Dorfe und in seinem Hause, denn er beschränkte stets den Ausdruck seines Willens auf die bestimmteste, klarste und kürzeste Form; aber wenn er ihr guten Morgen oder guten Abend sagte, so klang eine Herzlichkeit und Innigkeit in seiner Stimme, die man sonst nie an ihm bemerken konnte, und wenn er ihr einen Auftrag in der Wirtschaft gab, so schien das mehr eine Frage und Bitte als ein Befehl zu sein, obgleich sie ihrerseits stets mit dem pünktlichsten Gehorsam und sorgfältigsten Eifer seine Aufträge ausführte.

Sie sprach nie ein böses Wort mit den Dienstboten und war stets bereit, etwa vorkommende Nachlässigkeiten und Versäumnisse derselben bei dem Vater zu entschuldigen, und doch gehorchten ihr alle womöglich noch pünktlicher und jedenfalls williger und freudiger als dem strengen Bauer.

Wenn dann am Abend nach vollbrachter Arbeit der alte Buchlechner in der großen Gaisblattlaube des Gartens seine Pfeife rauchte und sein Bier aus dem silberbeschlagenen Steinkrug trank, dann mußte Maria Borischa bei ihm sein und ihm vorplaudern von allem, was sie den Tag über im Kreise ihrer Tätigkeit erlebt, und fast andächtig lauschte er ihren Worten, denn sie wußte auch den kleinsten und gleichgültigsten Dingen durch die ganz eigenartigen Gedanken und Betrachtungen, die sie daran knüpfte, eine besondere Bedeutung zu geben, und ihr fröhliches Lachen fand oft einen flüchtigen Widerchein auf dem meist so finstern Gesicht ihres Vaters. Zuweilen auch sang sie ihm etwas vor, die Volkslieder des Landes und dann auch andere Gesänge in fremdartigen, weichen und klagenden Melodien, die sie von ihrer Mutter als Kind gelernt. Der Alte horchte dann ganz glücklich lächelnd auf ihre silberhelle, so rein und zart und doch so voll und mächtig klingende Stimme; oft auch stützte er dann das Haupt in die Hand und — was niemand bei dem alten Buchlechner für möglich gehalten haben würde — eine Träne blinkte in seinem Auge. Schnell aufstehend ging er vor der Laube auf und ab, um solch weiche Regung auch vor seiner Tochter nicht sehen zu lassen.

Früh schon schloß, wie bereits erwähnt, das Leben des Tages auf dem Rüdenhofs ab, die strenge Arbeit tat das ihre, um die Stunden des Schlafs und der Ruhe herbeiwünschen zu lassen.

Auch der alte Buchlechner zog sich früh zurück, nachdem er die Hunde losgelassen, die sogleich mit wildem, drohendem Geheul durch den Hof und den Garten stürmten.

Nur Maria Borischa schien der Ermüdung unzugänglich; lange noch blieb sie in den lauen Sommernächten im Garten, zu den Sternen aufblickend und leise vor sich hinprechend, und selbst in sternenklaren oder mondhellen Winternächten machte sie oft noch einen späten Gang durch den Garten. Ihr Vater ließ ihr auch hierin wie in allem ganz

den Willen, er wußte ja, daß, von den beiden Doggen bewacht, ihr keinerlei Gefahr drohen konnte; und solange auch das junge Mädchen noch am späten Abend zu den Sternen aufblickte oder, wie die alten Frauen des Dorfes sich zuflüsterten, mit den Geistern der Nacht verkehrte, immer war sie am nächsten Morgen mit den ersten auf und ohne Ermüdung frisch bei der Arbeit.

Es konnte nicht fehlen, daß die Augen der jungen Burschen von Beuerwald sich sehnsüchtig der so schönen und reizenden Tochter des Rüdenbauers zuwendeten; alle drängten sich zu ihr, wenn sie an den Festtagen auf dem Tanzplatz erschien, mancher auch suchte ihr zu begegnen, wenn sie ihrer Gewohnheit nach am Ufer des Flusses bis weit in das Gehölz hinein streifte, bald dem Spiel der rieselnden Wellen lauschend, bald im grünen Schatten der Bäume sich zu den Blumen herabbeugend, den Vögeln zuhörend oder auch die Ameisen oder die Käfer beobachtend, als ob sie überall dem Leben und Weben der Natur folge und deren Stimme verstände.

Sie scherzte und lachte fröhlich auf dem Tanzplatz mit ihren Tänzern, sie sprach freundlich und zutraulich mit den ihr auf ihrem Wege Begegnenden und sie Begleitenden, aber wenn dann der eine oder der andere ihr in der derben, kräftigen Weise des Volkes jener Bergländer von seinen Gefühlen für sie zu sprechen und ihr, wie man in der Stadt sagen würde, den Hof zu machen begann, dann warf sie plötzlich den Kopf hoch auf und fertigte den Bewerber um ihre Gunst so kurz, klar und deutlich ab, daß denselben alle Luft verging, sich ihr zum zweitenmal in ähnlicher Weise zu nahen, obgleich sie auch in solchen Fällen niemals schnippisch und verlegend sprach, und sobald sie klar und bestimmt ihre Meinung gesagt hatte, mit den Abgewiesenen ebenso freundlich als vorher verkehrte.

Die jungen Burschen, welche solches Mißgeschick erfahren hatten, stimmten dann wohl denen zu, welche allerhand geheimnisvolle Vermutungen über das junge Mädchen sich zuflüsterten, und allgemein sagte man, daß der alte Buchlechner hoch hinaus wolle mit seiner Tochter und auf einen „Herrischen“, wohl gar auf einen Baron oder Grafen, wie man höhnisch hinzufügte, für sie warte. So war es denn gekommen, daß die Burschen sich immer mehr von der Tochter des Rüdenbauers zurückzogen und sich andere Schätze unter den weniger stolzen und spröden Schönen des Dorfes suchten, was jedoch nicht hinderte, daß sie jedesmal, wenn sie auf dem Tanzplatz erschien, ihre Tänzer fand, mit denen sie ebenso fröhlich und unbefangen verkehrte wie vorher.

Und doch hatte auch die schöne Maria Borischa, obwohl sie gegen die Bewerbungen der angesehensten und wohl unter allen Dirnen beliebtesten Burschen

des Dorfes so streng unnahbar schien, ein Herz, das nicht minder empfänglich war wie das aller anderen jungen Mädchen ihres Alters, und dies Herz hatte auch schon seinen Meister gefunden, ohne daß die neugierige und neidische Beobachtung, welche auf dem Lande ebenso scharfsichtig ist wie in der Gesellschaft der Stadt, etwas gewahr geworden war.

Am Ende des Dorfes Beuerwald, nach der Seite des abgebauten Rüdenhofes hin, lag ein großes Bauerngut, das man in der Gegend den Almenhof nannte, nach einem Kreis uralter, mächtiger Almenbäume, welche das Wohnhaus und die Hofgebäude umgaben.

Eine längst vergangene Generation hatte diese Almen einst gepflanzt; sie ragten in die Gegenwart hinein wie ein Gruß der Vergangenheit und gaben dem ganzen Hof ein vornehmes Aussehen, wie dies alte edle Bäume immer tun, wenn sie menschliche Wohnsitze umgeben und Zeugnis dafür ablegen, daß hier von Geschlecht zu Geschlecht die Heimat wert gehalten, gepflegt und geschmückt wurde.

Dieser Hof gehörte dem Gemeindevorsteher Friedel Breitlinger und war seit unvordenklichen Zeiten immer in direkter Erbfolge vom Vater auf den Sohn gekommen.

Die Breitlinger hatten von jeher etwas Apartes und Besonderes gehabt; von Jugend auf hatten sie alle fleißig gelernt und wußten sich mit dem Leben geschickt und sicher abzufinden.

Sei gegrüßt, o Frühlingsstunde,
Sei gegrüßt, o Maienpracht!
Denn die Blumen blühen im Grunde
Und die goldne Sonne lacht.

Horch, in allen Zweigen

Fröhlich Singen,

Luftig Klingen!

In den Lüften,

In den Klüften,

Überall welch munterer Reigen!

Ja der Frühlung ist gekommen,

O willkommen

Du mit holdem Niederschall,

Frühlingsbote, Nachtigall!

Solche süße Frühlingsstunde

Kam in meiner Seele Nacht,

Seit aus ihres Auges Grunde

Sonne mir und Leben lacht.

Aber doch welch Schweigen,

Welches Sehnen,

Welche Tränen?

Ja, dies Bangen

Und Verlangen

Alch, ist das der Liebe eigen?

Ist die Liebe doch gekommen,

O willkommen!

Stimme an den süßen Klang,

Liebesbote du, Gesang!

Robert Prutz.

Sie waren es allezeit gewesen, die zuerst auf ihrem Hof neu entdeckte Wirtschaftsverbesserungen einführten und erprobten, denselben durch ihr Beispiel Eingang bei den übrigen Gemeindemitgliedern verschafften und so den Wohlstand des Dorfes förderten. Sie wußten Rat zu erteilen in allen Rechtsfragen in dem Verkehr mit den Behörden, sie wußten bei den Herren von der Regierung zu sprechen, wenn es galt, etwas durchzusetzen, und in allem und jedem zeigten sie eine gewisse Überlegenheit über die anderen Landleute, ohne es diese besonders empfinden zu lassen; vielmehr traten sie überall ein, wo es galt, ihren Freunden zu nützen und förderlich zu sein.

Sie waren deshalb auch seit Generationen immer einstimmig zu Gemeindevertretern gewählt, und es schien diese Vertrauensstellung in ihrer Familie fast erblich geworden zu sein.

Der Hof der Breitlinger war in allem das Gegenteil des Rüdenhofes. Weit offen standen Tag und Nacht die Einfahrtstore, lustige Lieder klangen ringsum in den Ställen, den Gärten und Feldern bei der Arbeit; nach dem Feierabend saßen die Knechte und Mägde scherzend, lachend und singend unter den Ulmen, und zu dem Bauer kamen gern die Nachbarn und Freunde, um bei einem stets gastfreundlich gebotenen Krüge vorzügliches Bieres und bei einer Pfeife Tabak zu plaudern.

Friedel Breitlinger, der nun Regent auf dem Hofe war, mochte auch wohl sechzig Jahre alt sein; er war ein großer, kräftig gewachsener Mann mit regelmäßigen Gesichtszügen und großen blauen Augen, aus denen scharfblickende Klugheit, verbunden mit heiterer Lebenslust und freundlichem Wohlwollen hervorblitzte; doch sah er älter aus als der Rüdenbauer, mit dem er wohl in gleichen Jahren stand. Sein stark graues Haar war auf dem Scheitel fast ganz verschwunden, und er zog den einen Fuß ein wenig nach, eine Folge der Gicht, die ihn heimuchte und jedesmal im Frühjahr und Herbst mit schmerzhaften Anfällen peinigte. Doch hinderte ihn dies nicht, immer lustig und vergnügt in geselligen Kreisen zu sein und jeden Gast mit gutem Trunk willkommen zu heißen.

Die Bäuerin war seit Jahren tot; er hatte mit ihr glücklich gelebt und sie aufrichtig betrauert, aber zum Kopfhänger hatte ihn seine Trauer nicht gemacht. Er war ebenso gesellig geblieben wie vordem und ebenso bereit, allen mit Rat und Tat zu helfen, soweit er es vermochte, und die Rechte und Wünsche der Gemeinde überall nachdrücklich gegen die Regierung zu vertreten.

Seine Frau hatte ihm einen Sohn hinterlassen, der einmal sein einziger Erbe sein sollte.

Bisher war es von Generation zu Generation so gehalten worden, daß immer der älteste Sohn den Ulmenhof übernommen hatte; die jüngeren waren dann Jäger geworden und hatten, da sie immer zuverlässig, tüchtig und geschickt waren, gute Stellungen in den herrschaftlichen Forstverwaltungen der Gegend gefunden, so daß manche Breitlinger als Förster der großen Grundherren und auch der königlichen Reviere in den Waldbergen ringsum saßen, von denen die einen oder anderen noch ihrer Abstammung eingedenk waren und zuweilen als freudig aufgenommene Gäste auf dem Ulmenhof erschienen.

Der junge Alisi Breitlinger, der Sohn und Erbe des Bauers, hatte alle Eigenschaften seiner Vorfahren geerbt; er war von Jugend auf geschäftig und aufgeweckt, lernte leicht und fand sich in aller Arbeit zurecht, ohne daß ihn dieselbe erst gelehrt zu werden brauchte.

Der Alte war stolz auf ihn und hatte ihn nach Tölz auf die Schule gegeben und mehr lernen lassen, als er für seinen künftigen Beruf brauchte, weil er meinte, daß alles, was man gelernt, immer im Leben irgendwo und zu irgend welcher Zeit seine guten Früchte trage.

Der Alisi war dann auch so klug geworden, daß alle Leute in Beuerwald darüber erstaunten und fast Scheu vor ihm hatten, und der Ulmenbauer konnte mit seiner Erziehung zufrieden sein, als sein Sohn, sechzehn Jahre alt, von der Schule in Tölz entlassen wurde.

Alisi war hoch und schlank gewachsen, fast um eine halbe Kopflänge größer als die meisten der anderen Burtschen. Seine Gestalt war ebenmäßig in allen Formen und so geschmeidig, daß ihm keine körperliche Übung schwer wurde. Sein fein geschnittenes Gesicht war so zart und weich wie das eines Mädchens, aber die breite, von aschblonden Locken halb bedeckte Stirn und die großen tiefblauen Augen zeigten schon in frühem Alter männlichen Willen und männlichen Mut, wie auch seine schlanken Glieder eine stählerne Muskelkraft entwickelten, so daß von früher Jugend auf keiner seiner Altersgenossen sich an ihm zu reiben wagte.

Aber freilich zum Bauer hatte er keine Lust, und in ihm schien der Geist und Sinn derjenigen seiner Vorfahren wieder lebendig geworden zu sein, welche sich seit Generationen dem Forstdienst zugewendet hatten.

Er bedauerte es tief, der einzige Sohn zu sein und also den Ulmenhof übernehmen zu müssen.

„Hätte ich doch einen älteren Bruder,“ sagte er oft, „wie gern wollte ich ihm das ganze Wesen überlassen, um als freier Mann in den Forsten zu leben, anstatt hier angeketet zu sein an die Erbscholle und in saurer Arbeit mühsam dem Boden die Frucht abzuringen.“

Wohl hatte der Vater dem Knaben und dem Jüngling solche Worte verwiesen und ihm gesagt, daß ja doch der Bauer allein als freier Mann

auf seinem Grund und Boden sitze und nur Gott und dem Könige Gehorsam schuldig sei, während doch der Forstmann und Jäger immer noch andere, kleinere und größere Herren über sich habe. Darum aber war es doch niemals zu Streit und Zwietracht zwischen beiden gekommen, denn der Sohn hatte niemals dem Vater widersprochen und sich, seufzend zwar, aber ergeben dem Lose gefügt, welches ihm das Schicksal zugeteilt.

Er hatte getan, was er mußte, um sich in der Wirtschaft nützlich zu machen und das zu erlernen, was ihm zur Erfüllung seines Berufs nötig war.

Freilich war er, so oft er konnte, auf Besuch gegangen zu den Vettern in den Bergen, um dort mit dem Stutzen über der Schulter und der Spielhahnfeder auf dem Hute die Forsten zu durchstreifen; und manchen gelehrten Jäger kam er gleich, wenn es galt, auf der Pirsch mit sicherem Schuß den Bock zu erlegen. Auch wenn die Arbeit auf den Feldern ihn nicht dringend in Anspruch nahm und an den Feiertagen streifte er umher an den Ufern des Flusses und im Gehölz, träumend und sinnend; er fühlte sich nicht wohl im Kreise seiner Altersgenossen, die von lauter Dingen sprachen, die ihm gleichgültig waren, und er achtete nicht der freundlichen Blicke, mit welchen die saubersten Mädchen von Beuerwald nach dem schönen, schlanken jungen Burtschen blickten, der als der Vornehmste des Dorfes galt und so etwas ganz Besonderes an sich hatte. Er träumte von den Jägern, die in den Märchen die Wälder durchzogen und verzauberte Prinzessinnen und Feen fanden, und von den Rittern, welche auf ihren Kampfeszügen Ruhm und Ehre errangen und zu den Stufen der Königsthronen hinaufstiegen, und seufzend kehrte er dann wieder zu der harten, gleichmäßigen Feldarbeit zurück.

Als dann die Zeit seiner Militärpflicht kam, da bat er den Vater, nach München gehen zu dürfen, um dort bei den Kürassieren seine Zeit zu dienen. Er würde ja noch lange genug in seinem Leben Bauer sein, sagte er, und wolle wenigstens eine Zeitlang den ritterlichen Waffenschmut tragen und die Erinnerungen daran mitnehmen in sein künftiges Leben.

Der Alte gewährte ihm gern die Bitte.

Der Sohn des angesehenen Bauers, der so hübsch und so kräftig gewachsen war, wurde gern bei dem schönen und glänzenden Reiterregiment angenommen.

Der Alte freute sich des schmutzen Soldaten in der glänzenden Uniform und stattete ihn reichlich mit Geld aus, dessen Alisi nicht wenig bedurfte, denn wenn er auch kein Verschwender war und kein leichtsinniges Leben führte, so mochte er doch nicht kargen, wo es galt, mit fröhlichen Genossen die Jugend zu genießen. Dabei führte er sich musterhaft; seine Offiziere, die sich aus dem vornehmsten Adel des Landes zusammenfanden, bewiesen ihm stets ein freundliches Vertrauen. Bald schmückten ihn die Treffen, und mancher seiner Vorgesetzten hätte ihn gern auf seinen Besichtigungen als Forst- und Jagdwart gesehen, wenn er nicht als einziger Sohn den väterlichen Hof hätte übernehmen müssen.

Der Alisi Breitlinger war als Knabe schon auf den Wiesen am Ufer des Flusses und in dem Gehölz unterhalb des Dorfes mit Maria Borischa vom Rüdenhofe oft und gern zusammengetroffen; sie hatten sich dann nebeneinander gesetzt und in die vorüberauschenden Wellen geblickt, oder sie hatten im Walde den Vögeln gelauscht und die kleinen Blüten betrachtet, denn Maria Borischa litt es niemals, daß er eine Blume pflückte, die ihr gefiel.

„Das tut ihr weh,“ sagte sie, „sie macht uns Freude, warum sollen wir ihr Schmerzen bereiten und sie nutzlos verwelken lassen?“

Sie stand dann wohl lange neben einer Blüte, sah sie freundlich an und nickte ihr zu, wenn sie weiterging. Und wenn sie den Wellen lauschte oder zu den kleinen Blumen herabblückte, dann sprach sie mit ihm so wundersam und erzählte ihm Geschichten, die so ganz anders waren als die Kindermärchen, die er sonst gehört; Geschichten, in denen die Sterne herabstiegen zu den Blumen der Wiesen und des Waldes und geheimnisvoll schimmernde Zaubergestalten auftauchten aus den Wellen, um mit den Waldbögeln um die Wette süße Lieder zu singen. Und er lauschte still und trug alles, was sie ihm erzählte, mit sich fort, um darüber nachzusinnen in der stillen Laube des Gartens, während der Vater abends mit den Freunden und Nachbarn sein Gespräch hielt beim schäumenden Bierkrug. Und nachts dann träumte er von allem, was sie ihm gesagt, und die schimmernden Gestalten, die aus den Wellen auftauchten, sahen aus wie Maria Borischa. Das Licht der Sterne glich dem Glanz ihrer Augen, und in den Liedern der Waldbögeln und der Wasservögel hörte er den Klang ihrer Stimme.

Der Rüdenbauer sah wohl zuweilen die beiden nebeneinander am Ufer sitzen oder zusammen vom Walde herkommen, und dann rief er seine Tochter heran, um ihr irgendeinen Auftrag zu geben; er liebte es ja überhaupt nicht, daß sie mit irgend jemand verkehrte, aber er verbot es ihr auch nicht, mit dem Alisi zu gehen, und so setzte sich denn der Verkehr der beiden fort und sie wurden so recht gut Freund miteinander. — Sie sagten sich herzlich Lebewohl, als der Alisi zum Militär ging, und als dann der schmutze Reiter mit dem feinen blonden Bärtchen auf der Oberlippe zum erstenmal auf Urlaub kam, als er ihr

mit dem feurigen Blick so tief ins Auge sah, da erröthete sie zum erstenmal, da zitterte ihre Hand in der seinen, aber sie schlug ihre Augen nicht nieder, sie zog ihre Hand nicht zurück, sie erwiderte herzlich seinen Händedruck und sah ihm frei und klar in die Augen. Da stammten seine Blicke auf — da war es entschieden, da wußten beide, obgleich sie außer dem Gruß kein Wort miteinander sprachen, daß ihre Herzen aneinander hingen mit einem festen Bande, das der liebe Gott geknüpft und das keine irdische Macht mehr würde zerreißen können.

Das war am Abend geschehen nach des Alisi Ankunfts auf dem Uferrain neben der Hs, wo die beiden sich begegnet waren und plötzlich voreinander standen mitten im Gebüsch an einer Stelle, an der sie oft vordem gesessen und zu dem Spiel der Wellen herabgeblickt hatten.

Eine Zeitlang hatten sie dann Hand in Hand da gestanden, Auge in Auge versenkt, und dann waren sie ohne ein Wort voneinander gegangen und ein jedes nach Hause zurückgekehrt.

Aber lange hatte an diesem Abend Maria Borischka zu den Sternen aufgesehen und halbleise ihre fremdartigen böhmischen Lieder gesungen, und der Alisi hatte den Freunden seines Vaters, die gekommen waren, ihn in der schmutzen Uniform zu sehen, gar so manche verkehrte Antwort gegeben, wenn sie ihn fragten nach allem, was er gehört und erlebt in der Residenz, denn ihm war zumute, als ob er heute ein ganz neues Leben begonnen habe und als ob goldene Wolkenschleier seinen Blick verhüllten.

In den nächsten Tagen trafen sie sich wieder auf demselben alten Wege, auf dem sie sich schon als Kind begegnet waren und wo ihnen jetzt jeder Baum und jeder Strauch von einer ganz besonderen Erinnerung zu erzählen schien, an die sie früher kaum gedacht hatten. Es war eben mit einem Male wie eine plötzliche Erleuchtung über sie gekommen. Sie wußten es wohl, daß es so licht und so warm in ihren Herzen geworden war, aber sie zergliederten ihre Empfindungen nicht und suchten keinen Namen für ihre Gefühle.

So muß es den Blüten zumute sein, die sich im strahlenden Sonnenlicht erschließen, ohne zu wissen, wie und warum, und unbekümmert darum, wie lange der Blüthenstraum dauern möge, der so leicht wiegt in der treibenden Welle des alltäglichen Lebens und der doch mehr wert ist als alle Schätze, nach denen die Welt jagt und drängt.

Was sie miteinander sprachen, das hätten sie selbst nur schwer erzählen können. Es war auch wenig anders, als was sie vordem miteinander gesprochen hatten; Liebesworte waren es nicht, wie sie sonst wohl die jungen Burschen und Dirnen miteinander tauschen, und dennoch klang die Liebe so hell und rein aus jedem Wort und aus jedem Blick hervor, dennoch verständigten sie sich und dennoch waren sie so glücklich, daß sie glaubten, es könne gar kein größeres Glück auf Erden geben.

Gar häufig sahen sie sich nicht, denn der Rüdenbauer verkehrte nicht mit dem Alimenhof, ebenso wenig wie mit irgend jemand im Dorfe, und seine Tochter ging nicht aus, wenn sie nicht durch Feld und Busch streifte, woran er sie niemals hinderte.

Einmal trafen sie am Festtage zusammen auf dem Tanzplatze.

Der Alisi tanzte mit der Maria Borischka aber nicht mehr als mit den anderen Dirnen, und sie tanzte mit allen Burschen des Dorfes wie sonst.

Man sagte wohl, wenn der schmucke Kürassier mit der Rüdenhof-tochter zum Tanz antrat, daß das ein schönes Paar sei, aber mehr sagte man nicht, denn die beiden verkehrten ja so ruhig und fast gleichgültig miteinander, und als der Rüdenbauer, wie er es immer tat, früh mit seiner Tochter nach Hause ging, da blieb der Alisi noch lange da, tanzte mit den Dirnen und trank mit den Burschen und ließ manchen lauten Lachzisch erschallen.

Als dann der Urlaub zu Ende war, nahmen sie wieder beide, der Alisi und die Maria Borischka, mit einem langen, festen Händedruck voneinander Abschied. Sie waren beide frische, kräftige Naturen, welche nicht leicht sentimental Regungen Raum gaben, und sie wußten ja auch ohne Worte alles, was sie voneinander wissen wollten. Sie wußte, daß er wiedertommen werde, und er wußte, daß er sie ebenso wiederfinden werde, wie er sie verlassen.

Warum sollten sie trauern und klagen, behielten sie doch in ihren Herzen das reinste Glück zurück.

Am Abend saß dann die Maria Borischka am Uferrain, blickte hinaus zu den Sternen, und während die Wellen leise rauschten, sang sie in süß lieblicher Melodie ein böhmisches Lied, das sie von ihrer Mutter gehört und das ihr jetzt gerade aus dem Herzen herausklang:

„Funkelnde Sterne, Augen der Nacht!

Schau in die Ferne, haltet die Wacht!

Hütet den Liebsten mir — vor Leid und Kummer,

Fröhlich sein Tagwerk sei, friedlich sein Schlummer!

Sahet hell hernieder, als beim Frühlingsfang

Unter blühendem Flieder mich sein Arm umschlang.

Funkelnde Sterne, Augen der Nacht!

Wicket hernieder, haltet die Wacht!“

Und heller schienen die Sterne herabzufunkeln, als das Lied von den glücklich lächelnden Lippen des schönen Mädchens zu ihnen emporstieg und ihre Strahlen sich spiegelten in Maria Borischkas leuchtenden Augen.

Während der Alisi seinen Dienst tat als tüchtiger und pünktlicher Soldat und fröhlicher Kamerad und viel lieber heim dachte als sonst, da es ihm nun nicht so schwer werden würde, Bauer zu sein auf der väterlichen Scholle, war manches anders geworden auf dem Almenhofe, ohne daß man es äußerlich sah und merkte und ohne daß der künftige Erbe des alten Besitzes etwas davon erfuhr.

Der Almenbauer hatte den Hof von seinem Vater her schon mit einer Hypothek übernommen, denn die Ausstattung der jüngeren Brüder hatte seit lange her immer nicht wenig Geld gekostet, und das gassfreie Leben auf dem Hofe war auch nicht wohlfeil gewesen. Dazu war einmal eine Seuche in seine Viehställe gekommen, welche die besten Stücke hingerafft hatte, und der Bauer hatte große Summen aufnehmen müssen bei einem Juden in Tölz, um seinen Viehstand wieder zu ersetzen, ohne den ja seine Wirtschaft nicht richtig weitergeführt werden konnte.

Um alles Unglück voll zu machen, wurde ihm dann ein Teil der Hypothek gekündigt, und das Geld an den Juden mußte auch zurückgezahlt werden, sobald nur die Ernte eingeheimst sein würde.

In dieser Not war der Friedel Breitlinger zu dem Rüdenbauer gegangen, der ja stets bereit war, gegen rechtliche Zinsen aus Verlegenheiten zu helfen.

Er hatte sich schwer dazu entschlossen, denn er war wohl, seiner sonstigen Natur entgegen, ein wenig hochmütig gewesen gegen den Buchlechner, den er nicht so recht leiden mochte, und hatte denselben zuweilen fühlen lassen, daß er, der alte Erbbauer, doch mehr wert sei und gelte als der Neuangezogene, von dem niemand wußte, woher er kam, trotz seines Geldes.

Nun aber sollte das Geld doch auch über ihn Macht gewinnen, und er fürchtete, daß der Buchlechner ihm den Dienst abschlagen möchte; aber ihm blieb kein anderer Ausweg, und freudig war er überrascht, als der Rüdenbauer gar keine Schwierigkeiten machte, sondern ihm gern die gekündigte Hypothek abnahm und ihm das angeliehene Geld und sogar noch eine gute Summe darüber vorschob, damit er die Ernte einbringen und die nötigen Ausgaben decken könne.

Freilich mußte der Friedel Breitlinger dafür Wechsel ausschreiben und sich so eigentlich ganz und gar seinem Gläubiger in die Hände geben, aber der Rüdenbauer hatte ja noch niemals jemand ins Unglück gebracht.

Wohl dachte der Friedel seufzend daran, daß er irgendeinen schönen Acker oder eine fette Wiese werde von seinem Besitz für den Rüdenhof abtreten müssen, aber darein mochte er sich schon finden, war ihm doch nun aus der Not geholfen und konnte er doch, wenn Gott in guten Jahren seinen Segen gab, hoffen, seiner Schuld wieder ledig zu werden.

Seinem Sohn hatte er von allem nichts mitgeteilt, warum sollte er dessen kurze frohe Jugendzeit mit Sorgen vergiften, die ja doch früh genug an ihn herantreten würden!

Er hatte dem Alisi trotz seiner häufigen Verlegenheit immer in gewohnter Weise reichlich Geld geschickt und hatte auch das gassfreie Leben auf dem Hof fortgesetzt, denn er wußte, daß jede das leichtesten überwunden wird, wenn die Welt nichts davon weiß, und so war denn auch seine Lage in Beuerwald unbekannt geblieben, da der Rüdenbauer, wofür er ihm gar vielen Dank wußte, strenge Verschwiegenheit bewahrte.

So kam der Sommer des Jahres 1870 heran, und der Alisi wurde vorläufig aus dem Dienst entlassen mit dem Bemerken, daß er jederzeit wieder einberufen werden würde, sobald irgendwelche Kriegsgefahr die Mobilmachung der ganzen Armee nötig machen sollte.

Dazu war denn freilich gar keine Aussicht, denn niemals war noch die Welt so friedlich überall gewesen als gerade um Sommers Anfang im Jahre 1870. In den Bergen wimmelte es von Reisenden, welche kamen, um sich zu erfrischen nach der Winterarbeit in den dumpfen Städten. Die Fürsten selbst und die Minister und Diplomaten waren in die Bäder gegangen, und kein Lüftchen bewegte die sommerschwüle Luft der Politik.

So dachte denn Alisi mit keinem Gedanken an die Möglichkeit, daß er anders als zu kurzer Dienstübung noch einmal in die Reihen seines schönen Regiments eintreten würde. Er zog schmerzlich seufzend die ihm so lieb gewordene Uniform aus und verabschiedete sich von seinen Vorgesetzten, die ihn alle mit Bedauern scheiden sahen, aber er kehrte doch nicht so traurig und schweren Herzens in die Heimat zurück wie früher. Vordem hatte er wohl gemeint, daß alle Freude aus sein möchte, wenn er einst aus dem leichten, frischen Soldatenleben ausscheiden würde, um im täglichen Einerlei der Bauernarbeit zu verkommen, und nun zog er so leichten, fröhlichen Herzens dem heimischen Dorfe zu und hätte die Kasse immer gern noch schärfer angetrieben, als der Vater ihn von der Bahnstation abholte.

Die Freunde und Nachbarn waren auf dem Almenhofe, den Heimkehrenden zu begrüßen, und er tat ihnen freudig Bescheid mit manchem Krug Bier, den sie ihm mit herzlichem Glückwunsch entgegenbrachten. Am freundlichsten waren die, welche heiratsfähige Töchter im Hause hatten, denn der Erbe des Almenhofes, ein so schmucker, kluger und gewandter Bursche, der die Treffen getragen und so hohe Gönner hatte unter den vornehmen Herren in München, war wohl ein Hochzeiter, wie ihn sich jede Dirne nur wünschen konnte.

Der Alisi aber gab nur zerstreute Antworten und freute sich, als endlich die Gäste gingen und auch der Vater dann sich zur Ruhe begab, denn er sehnte sich, allein zu sein mit seinen Gedanken, die immer und immer wieder dem morgenden Tage entgegenflogen, an dem er ja die Maria Borischa wiedersehen sollte, deren Bild ihn nie verlassen und ihn bewahrt hatte vor manchen Abwegen.

Er saß an seinem Kammerfenster und blickte empor zu den Sternen, die, erst matt leuchtend, dann immer heller funkelnd, am Nachthimmel herauszogen.

Endlich glänzte dann auch der erste Strahl des Mondes am Horizont hinter den dunklen Waldbergen auf, und bald blinkten und glitzerten die Wellen des Flusses im silbernen Lichtschein, während weithin in den dunklen Waldschatten wunderbare Nebelgestalten auf und nieder zogen.

Eine ganze Märchenwelt stieg vor Alisi auf; er glaubte Maria Borischas Stimme zu hören und ihre Gestalt unter den Nebelbildern zu erblicken — es hielt ihn nicht mehr in der dunklen Kammer, und leise, um den Vater nicht zu stören, ging er hinaus in die taufrische Nacht, den freien Atem der Natur in sich aufzunehmen.

Er schritt zum Fluß hinab und dann weiter am Ufer hin bis zu einer Stelle, wo um eine einzelne, alte Buche junger Nachwuchs aufgeschossen war und sich fast bis dicht an die Fär heranzog. Ein Fußpfad führte hierher von dem Rüdenhose durch die dazugehörige Wiese, und es war ein besonders schöner Platz an der scharfen Biegung, welche der Fluß hier machte, und durch welche er fast wie ein abgegrenzter, kleiner See erschien.

In der Ferne sah man die dunkle Benediktenwand aufsteigen. Der Wetterstein und die Zugspitze ragten am Horizont auf, und näher heran erhoben sich die Scharfreiter Spitze und der Rotwandkogel.

Auf allen diesen über- und nebeneinander getürmten Bergmassen lag das helle Mondlicht. Die tiefen Schatten der Waldschluchten erschienen um so dunkler neben den hell beleuchteten Spitzen, die Lichtstrahlen zitterten auf dem Spiegel der träuselnden Wellen, deren leises Rauschen mit dem Wehen des Nachtwindes durch die schwankenden Wipfel sich in dem geheimnisvollen Atem der träumenden Natur vereinigte.

Überwältigt von all der Schönheit, blieb Alisi stehen und blickte weit hinaus in das zauberische Weben der Nacht.

Da sah er, als sein Blick von den weiten Bergesfernen zu den Flußufern zurückkehrte, eine Gestalt an den Stamm einer großen Buche gelehnt stehen, halb verhüllt von dem jungen Buschwerk, das im Mondlicht wie ein Silberkleider sie umwebte.

Es war Maria Borischa; welche träumend hinausblitzte in die Ferne.

Sie trug einen Rock von weißem Leinen und ein blaues Nieder mit silbernen Schnürbändern.

Am schwarzen Band hing um ihren Hals ein Kreuz mit funkelnden Edelsteinen. Die reichen Haarflechten waren mit wilden Rosen geschmückt, ihr halb offener Mund schien flüsternd mit den Geistern der Nacht zu sprechen, und in den großen, blauen Augen spiegelte sich das Mondlicht.

Die ganze Erscheinung war so wunderbar und märchenhaft schön, daß auch ohne ausschweifende Einbildungssträfte ein nächtlicher Wanderer, dem das Mädchen plötzlich erschienen wäre, sie wohl hätte für eine Elfen- oder Sagen-Geistgestalt halten können — für Alisi war sie mehr, vereinigte sich doch in ihr für ihn Wirklichkeit und Traum, warmes, kräftiges Leben und duftige Märchenpoesie.

Seine Brust dehnte sich weiter aus, heller flammten seine Augen und ein Jubelruf klang aus seinen Rippen hervor — aber leise, ganz leise, wie ja immer die Stimme nur schüchtern und scheu der Empfindung Ausdruck zu geben wagt, wenn die Seele in Andacht vor ihrem Heiligtum sich beugt.

Sie aber hatte ihn dennoch gehört, sie wendete den Kopf nach ihm hin — eine Flut von Licht schien aus ihren Augen sich zu ergießen.

Langsam kam sie heran, die Arme ausstreckend, als ob sie einem geheimnisvollen Zuge folge, und als sie dann dicht vor ihm stand, da breiteten beide die Arme weit aus; sie sank an seine Brust, ihre Lippen fanden sich zueinander, und die ganze Wärme der von dem ewigen Atem der Schöpfung erfüllten Natur zog in ihre Seele ein. Lange standen sie so in stummer Umarmung, Auge in Auge und Herz an Herz.

Wohl war es ihnen nichts Neues, daß sie sich liebten und einander angehörten für alle Zeit, und doch überwältigte sie das Glück des Augenblicks, der sie in wortloser Verständigung zueinander führte.

„Mein Alisi,“ sagte Maria endlich, „du bist wieder da — mein bist du jetzt für immer. Ich wußte es ja lange, daß es so kommen würde, und auch heute wußte ich, daß ich dich hier finden würde, es zog mich her wie mit wunderbarer Gewalt — es war ja nicht möglich, daß wir uns wiedersehen sollten vor all den Menschen, wie wir damals voneinander Abschied genommen haben! Abschied nehmen, das geht schon vor den Fremden, denn der Abschied tut weh, und der Schmerz läßt sich schon verbergen, wenn man ein tapferes und stolzes Herz hat; aber der Jubel und die Freude, das schließt sich schwer ein

in die Brust, und wenn ich dir begegnet wäre auf der Dorfstraße, so hätte ich dir um den Hals fallen müssen vor aller Welt, und da haben mir die Sterne gezeigt, daß ich hierher gehen sollte, und die Sterne zeigen mir immer alles, mehr oder weniger deutlich, und wenn du mich lieb hastest, wie ich's weiß, dann konnt' es dir auch keine Ruhe lassen, dann mußt' es dich auch hinausziehen auf den Weg, den wir oft miteinander zurückgelegt.“

„Ja,“ rief er, ihr Gesicht zu sich aufrichtend und entzückt in ihre Augen schauend, „ja, ich mußte hinaus, es ließ mir keine Ruhe, und nun weiß ich, warum — nun haben wir uns gefunden für alle Zeit! Noch fasse ich nicht so recht, wie es gegangen ist — es ist mir so neu und doch wieder so alt und bekannt, als ob es niemals anders gewesen wäre zwischen uns; nun zieht's mich auch nicht mehr hinaus in Wald und Forst, nun bleibe ich gern hier auf dem Almenhof mit dir, meine tausendmal geliebte Maria.“

Nenne mich nicht bloß Maria,“ sagte sie ernst, „Maria Borischa sollst du sagen, denn so heiße ich von meiner Mutter, die zu mir herabsieht von den Höhen der Sterne und die mir Glück bringen soll, wie ich hoffe und wie ich weiß für und für. Wohl trage ich gern und freudig den Namen der hohen Himmelskönigin, aber meiner Mutter Namen will ich nicht aufgeben und verachten, und du sollst mich Maria Borischa nennen, damit meiner Mutter Schutz walte über dir und mir.“

„Maria Borischa!“ sagte er, zärtlich ihre Hand streichelnd.

„Wir werden ihn nötig haben, den Schutz meiner Mutter,“ fuhr sie sinnend fort, indem sie ihr Haupt an seine Schulter lehnte; „ich weiß das, die Sterne haben es mir gesagt, und die Sterne trügen nicht, wenn ich auch nicht immer ganz klar sehe und verstehe, was sie mir künden — sie haben es mir gesagt in stillen Nächten, wenn dein Bild vor mir stand und wenn ich mich im Traum an deine Brust lehnte wie jetzt — immer stiegen Schatten auf, die uns trennen wollten, und weit in die Welt hinaus zogen sich wunderbare Fäden, die schmerzhaft an meinem Herzen rissen. Du sagst wohl, mein Alisi, daß es dich nicht mehr hinaustreibt in den weiten Forst, aber glaube mir, noch ist es uns nicht bestimmt, in freundlicher stiller Ruhe uns der Heimat zu freuen. Ich sehe Wolken und drohende Wetter über unseren Häuptern heraufziehen! Gibt es denn auch wohl ein Glück, das nicht durch Kampf gewonnen würde? Gibt es ein Licht, das nicht aufsteige aus Nacht und Dunkel?“

Ungläubig schüttelte Alisi den Kopf und blickte auf zum Himmel, an dem die Sterne funkelten und die silberne Mondscheibe leuchtete; aber es schien, als wolle der Himmel selbst die Worte des wunderbaren Mädchens bestätigen, denn über die Waldberge stiegen schwarze Wolkenmassen empor. Schon naheten sie dem Monde, der ihre Spitze mit silbernem Licht umsäumte, während in ihrem dunklen Schoß wetterleuchtende Strahlen zuckten.

Alisi erschraf, aber dann küßte er die Stirn des an seiner Brust ruhenden Mädchens und sagte innig:

„Ist unsere Liebe nicht stark genug, um uns Licht zu geben in allem Dunkel und Sieg in allen Kämpfen?“

„Sie wird es sein, wenn wir glauben und vertrauen, mein Alisi,“ erwiderte Maria Borischa, indem auch sie zu den langsam immer höher aufsteigenden Wetterwolken emporblickte, aus denen bereits ferner Donner herüberrollte, „wenn wir Glauben und Vertrauen festhalten zu uns selbst und zu Gott, der über den Sternen und über den Wetterwolken thront.“

„Und was sollten wir fürchten?“ fragte Alisi. „Morgen schon werde ich mit meinem Vater sprechen, daß er zu dem deinen gehe und alles richtig mache, und wenn der Winter ins Land kommt, können wir auf dem Almenhof sitzen als Mann und Frau.“

Kräftiger als vorher klang ein Zuchzer von seinen Lippen, aber fast erschrocken wehrte sie seiner Freude und sagte ernst:

„Nicht doch, mein Alisi, nicht doch — versprich mir, daß du nichts tun willst, bevor ich's dir sage — laß mich ruhig das alles bedenken — vielleicht, daß meiner Mutter Geist von den Sternen herab mir Licht gibt, was ich zu tun habe — glaube mir, so leicht und einfach geht das nicht. Oft habe ich einen dunklen Schatten gesehen, wenn ich dein Bild im Traum erblickte, und auch jetzt wieder drängt es sich wie ein feiner kalter Nebelschleier zwischen mich und dich.“

Aus Alisis Augen blickte jeder, fröhlicher Mut.

„Ich bin ein Reitersmann gewesen, Maria Borischa,“ rief er, „dem es ziemt, mutig vorwärts zu dringen über alle Hindernisse weg zum Ziel. So laß uns auch hier vorwärts gehen, ehe der Bauer über den Reiter hinaufwächst. Meines Vaters bin ich gewiß, und was sollte der deinige gegen mich einwenden? Bin ich nicht ein tüchtiger Bursch, jeder Arbeit, jedem Schaffen gewachsen — habe ich mir nicht die Treppen verdient, und ist der Almenhof nicht ein schönes Erbe, wohl wert, daß du als Regentin darauf einziehst? Wozu sollen wir warten und Heiligkeit halten?“

„Nein, nein,“ sagte Maria Borischa fast ängstlich, „nicht so hastig, mein Alisi; laß mich einkehren in mich selbst und Rat halten mit dem Geist, der zuweilen über mich kommt von den Sternen herab. Es ist da ein Geheimnis, das ich nicht klar sehen kann, aber doch im Herzen fühle — ein Geheimnis, das zwischen deinem Vater steht und dem

meinen. Ich habe es wohl gesehen zuweilen in meines Vaters Auge, daß es kein guter Geist ist, der über ihm schwebt, wenn er den Almbauer ansieht — ich weiß es nicht, was es ist, aber es ist gut, glaube es mir, daß wir das alles noch überdenken und reif werden lassen — ich bitte dich darum, tue es mir zu lieb!“

„Sprich nicht weiter, mein herziger Schatz!“ rief Alisi. „Was täte ich nicht dir zu lieb? Mach's, wie du's denkst, und wie du's machst, wird's gut sein!“

Er schloß sie fest in seine Arme, sie blickte zu ihm auf, und wieder fanden sich ihre Lippen in langem Kuß.

Die schwarze Wetterwolke war immer höher gestiegen und deckte bald die glänzende Mondscheibe.

„Es wird finster am Himmel,“ sagte Maria Borischa schauernd, indem sie sich aus Alisis Armen losmachte; „auch solche Wolken habe ich zuweilen gesehen und wilde Gestalten und zuckende Blitze rings um dein Bild, wenn es in meinen Träumen mir erschien.“

„Ein braver Reitersmann fürchtet nichts,“ rief Alisi, „gegen die irdischen Feinde schützt ihn sein Arm und seine Waffe — gegen die Wetter des Himmels sein gutes Gewissen.“

Ein lang hallender Donner rollte über den Nachthimmel hin. Wieder schauerte Maria Borischa zusammen.

„Das Wetter steigt herauf,“ sagte sie, „ich muß nach Hause.“

„Ich bringe dich den Pfad hinauf bis zu deinem Garten,“ sagte Alisi.

„Nein,“ erwiderte sie fest und bestimmt, „geh deinen Weg und laß mich allein hinaufsteigen — es soll uns niemand hier bei Nacht miteinander sehen als der liebe Gott und seine ewigen Sterne, bis wir einst am hellen Tage Hand in Hand unter die Menschen treten. Morgen abend, wenn die Sterne wieder herausziehen, erwarte ich dich hier — vielleicht hat der Geist mich erleuchtet und mir gezeigt, was wir tun sollen.“

Sie schlang ihre Arme um seine Schultern, küßte ihn inbrünstig, und dann eilte sie schnell davon, den Wiesenrain hinauf nach dem Garten des Rüdenhofes.

Alisi stand mit verschränkten Armen unter der Buche und blickte ihr nach, solange er ihre Gestalt erkennen konnte, die, kaum den Boden berührend, dahinzuschweben schien.

Nach einiger Zeit hörte er die Doggen anschlagen und mit freudigem Geheul ihre Herrin begrüßen.

Zugleich rollte der Donner gewaltig von den Bergen herüber, und zuckende Blitze kreuzten sich an dem fast schon ganz verfinsterten Himmel.

Unter dem Grollen des Wetters, bei dem wilden Geheul der Doggen und dem flammenden Zucken der Blitze überkam es Alisi in wunderbarer Freudigkeit wie eine lodrende Kampflust — er hatte die Empfindung, als ob die Welt ihn herausfordere, zu ringen um den Preis seines Liebesglücks, und er fühlte sich mutig und stark genug zu solchem Kampf, wie schwer er auch sein mochte.

Schon dehnte sich seine breite Brust aus, schon öffneten sich seine Lippen, um einen lauten Ruck — einer stolzen Herausforderung gleich — in das Rollen des Wetters hereinzuschallen zu lassen; aber schnell befaß er sich, daß die Geliebte ihm Schweigen geboten — der Laut erstarrte auf seinen Lippen.

Grüßend winkte er mit der Hand hinauf, wo er im Wetterschein am aufsteigenden Ufer den Rüdenhof erkannte, und ging dann, den Blick kühn und fest auf das Spiel der Blitze gerichtet, nach Hause zurück.

Zweites Kapitel.

Zwischen den Alpen und dem Lech breitet sich an der südlichen Grenze des Königreichs Bayern ein offenes Tal aus, das alle Schönheit und allen Reiz vereinigt in sich schließt, welche die schöpferische Natur sonst zwischen den Bergen und dem flachen Lande verteilt hat und welche man kaum jemals wieder so miteinander verbunden findet wie auf diesem wunderbaren Fleck Erde, von dem man mit ebensoviel Recht wie der heimatstolze Neapolitaner sagen könnte, hier sei ein Stück Himmel auf die Erde herabgefallen.

Nach der einen Seite hin wechselt die Ebene mit sanften Hügeln; Bäche rieseln freundlich den schönen, klaren Seen zu. Auf der andern Seite erheben sich die Denkmäler der Schöpfungstage in gewaltigen Felsenriesen: der Säuling mit seinen Vorsprüngen, der Stallkopf, der Pilgersteig, der Winterzug, der Rißberg und der Schwarzenberg, geschmückt mit reichen Almen und Triften und von dunklen Wäldern umzogen, durch deren Wipfel die Sagen der Vorzeit rauschen.

Inmitten dieser wunderbaren Natur zwischen Berg und Tal erhebt sich auf einem Marmorberge das Schloß Hohenschwangau, hochragend und weit hinaus sichtbar. Aus der Tiefe grüßt das freundliche Tal herauf zu dem stolzen Königsitz, den die Häupter der Berge wie eine majestätische Ehrenwache umringen.

Das Schloß hat eine Geschichte von Jahrhunderten. Die Welfen, die Hohenstaufen und die Schyren waren einst seine Herren, und weiter zurück erwuchs die stolze Burg aus einem alten Römerkastell, das die längst verschwundenen Edlen von Schwangau zu ihrem Sitz wählten. Der Sangesritter Siltibald von Schwangau sang hier vor achthundert Jahren seine süßen Minnelieder an die schöne Elisabeth, begleitete von hier aus seinen Freund und Beschützer, den Herzog

Welf, auf dem Kreuzzug in das gelobte Land und in seine Feldzüge an den Rhein und Neckar in der Mainzer und Tübinger Fehde, und er verstand es, seine Leier ebenso mächtig zum Kampf wie lieblich zum Minnespiel zu schlagen.

Konradin, der letzte Sproß aus dem Stamme Barbarossas, ging von hier aus auf seinen verhängnisvollen Zug nach Italien.

Luther soll hier eine Zuflucht gefunden haben, als er von Augsburg entweichen mußte.

Dann verfiel das Schloß und wäre wohl wie manche anderen Denkmäler der Geschichte ganz in Trümmer versunken, wenn nicht der König Ludwig I. den ehrwürdigen Bau im ursprünglichen Stil wieder aufgerichtet und seinem Sohn Maximilian übergeben hätte, der das Schloß zu einer Schönheit erhob, welche seiner historischen Bedeutung wie der prächtigen Natur ringsum würdig entspricht.

Wo der Alpsee seine Gewässer durch den Wendlingteich dem Schwansee zuwendet, führt der Fahrweg unter den Kronen mächtiger Linden und Buchen zum Schlosse hinauf. Ein hochgewölbtes Tor, oberhalb dessen zwei steinerne Ritter in fliegenden Panzern die Route und den Schwan als das bayerische und das schwangauische Wappen führen, bildet den Eingang zum Schlosse.

Im Innern desselben spenden drei Brunnen das frische, perlende Quellwasser der Berge. Der erste von ihnen fällt aus der Ringmauer unter einem Freskobild der Mutter Gottes und ist von drei Linden umschattet. Ein Schwan von Guseisen wirft aus dem emporgehobenen Schnabel einen zweiten Wasserstrahl empor. Von hier führt der Weg durch Rosenhecken zu einer in dem Marmor eingehauenen Grotte, welche ein Felsenbad in sich schließt. Auf der Terrasse, dem Hauptbalkon des Schlosses gegenüber, wirft ein der Alhambra nachgebildeter Löwenbrunnen, von dem berühmten Schwanthaler modelliert, vierzig Fuß hoch seinen Strahl empor. Schattige Linden, Ahorn- und Kastanienbäume schmücken die breite Terrasse, dazwischen blühen Orangen und Aloen. Auf einer breiten, steinernen Treppe gelangt man zu dem Haupteingang in das Innere des Schlosses, der zu einer weiten Säulenhalle mit geharnischten Rittergestalten führt und die Begrüßungsworte trägt:

„Willkommen, Wanderer! Holde Frauen!

Die Sorge gebt dahin,

Laßt eure Seele sich vertrauen

Der Dichtung heit'rem Sinn!“

Es bedürfte kaum dieser Inschrift, um jeden Eintretenden aus der niedern Sorge des täglichen Lebens hinauszuführen in eine Welt, welche erfüllt ist von der Schönheit und Poesie, geheiligt durch die Weihe der Geschichte, und welche unnahbar scheint dem Hauch der Gräfte, der weit unten in den Gründen den reinen Sottesodem trübt und die Herzen der Menschen belastet mit Kummer und Qual.

Der balsamische Odem der Nacht wehte leise rauschend über all diese Schönheit hin, zu deren Schöpfung sich die Natur und die Kunst vereinigt hatten.

Am tiefblauen Nachthimmel funkelten die Sterne, und über die Waldeswipfel zwischen den Felsen stieg der Mond herauf, sein Silberlicht ausgießend über die liebliche Ebene und sich spiegelnd in den schlängelnden Bächen und den schimmernden Seen.

Tiefe, feierliche Stille herrschte ringsumher; es schien ein Tempel Gottes zu sein, der sich hier in der Abgeschiedenheit der Höhe eröffnete, und leise, flüsternd nur sprachen einige Reisende miteinander, welche vor der Tür des ländlichen Gasthofs „Zur Alpenrose“ saßen, der am Wege zum Schlosse liegt.

Der wunderbare Bau, von den dunklen Bergen umringt, schimmerte märchenhaft im Licht des Mondes. Von der Hochzinne herab wehte die königliche Standarte, und die erleuchteten Fenster warfen ihren rotgelben Schein in das silberweiße Mondlicht hinaus; die Majestät der irdischen Herrlichkeit schien sich hier zu verklären inmitten der Erhabenheit der Natur, umflossen von dem zauberischen Reiz der Sagen und Geschichten, welche hier aus den Tiefen der versunkenen Jahrhunderte aufstiegen.

Da, plötzlich, klang eine wunderbare Musik wie von der Höhe des Himmels herab durch die feierliche Stille der Nacht, leise beginnend, sanft anschwellend, dann in mächtigen Akkorden über die Wipfel hin zu den Bergen hinaustönend und die schweigende Märchenwelt wie in ergreifender Zaubersprache belebend.

„Das ist ja Handels herrliches Gebet aus dem ‚Samson‘!“ rief eine Dame aus der kleinen Gesellschaft, welche vor dem Gasthof am Schlosse saß; „woher kommt die Musik, die wohl noch niemals so erklingen ist, als ob die ganze Natur in ihrer Schönheit und Reinheit die Himmelskönigin begrüßen wolle, so daß der große Meister selbst über sein Werk erstaunen würde, wenn er es hier hören könnte?“

„Der König spielt das Piano dort oben in Hohenschwangau,“ antwortete der Wirt, indem er ehrerbietig zu den erleuchteten Fenstern des Schlosses aufblickte.

„Bei Gott, eine königliche Musik!“ sagte einer der Herren der Gesellschaft, und alle lauschten andächtig mit gefalteten Händen den immer höher anschwellenden Tönen, welche endlich in aufjubelnden und dann sanft hinsterbenden Akkorden endeten. (Fortsetzung folgt.)

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) Mozarts „Cosi fan tutte“ — diese feine Spieloper, die im allgemeinen immer viel zu sehr vernachlässigt wird — gelangte zu einer Wiedergabe, die unstreitig den besten der ganzen diesjährigen Spielzeit zuzuzählen ist. Die Musik erhebt sich überall zu einer Höhe, die auch den versöhnlich machen mußte, der sich mit dem locker-spielerischen Inhalt vielleicht nicht so ganz abzufinden vermochte. Die hiesige Aufführung, der das „Kleine Haus“ ein geradezu vorbildliches Heim bietet, lehnt sich eng an die Musterinszenierung von Ernst Vert an. Dadurch erreicht sowohl der Spielleiter Professor Alexander d'Arnals als auch der Bühnenmaler Theodor Schlonksi überaus reizvolle Wirkungen. Kapellmeister Erich Orthmann huldigt dem Genius Mozarts mit ganz besonderer Liebe, so daß auch im Musikalischen alles von feinstem harmonischen Schliff zeugt. Die Vertreter der wenigen anspruchsvollen, doch dankbaren Rollen verdienen alle lobend erwähnt zu werden: Annie Christiansen, Emmi Senff-Thieß, Ludwig Roffmann und Berthold Pütz als die beiden Liebespaare, Alenchen Heyter als gewandtes Kammerkätzchen und Erich Hanfsstaengl als zweifelischer Weltmann.

Das vierteilige Ballett „Die Spielzeugschachtel“ von Claude Debussy ist im Stofflichen reichlich dürftig geraten. Um so wertvoller dagegen ist die Musik mit ihren phantastisch kühn verwebenden Klängen und Farben. Leider war das Orchester nicht vollzählig besetzt, so daß manche der feinen Stimmungen nicht ganz zu ihrem Recht kommen konnten. Trotzdem gelang es Kapellmeister Herbert Winkler, sich mit Erfolg für das fesselnde Werk einzusetzen. Einige tänzerische Leistungen (vor allem die von Lisa Staeding als Puppe, Cläre Sternbed als Polichinelle und Lilly Schmitz als kleiner Soldat) waren sehr gut. Nicht so gesalbt war die tänzerische Disziplinierung der Gruppen. Diesem Tanzspiel voraus ging eine Operette klassischer Richtung: „Die schöne Salthebe“ von Franz von Suppé. Sie lehnt sich in freier Verulkung an Rousseaus das „Zurück zur Natur“ betonende Melodrama an. Der altgriechische Stoff von der Bildsäule, die Leben gewinnt, erhält so eine auch heute noch erfreuende humoristische Ausdeutung. Unter den Darstellern gebührte Hans Faber als Kunstmäcen Mydas unbedingt der Hauptanteil des Erfolges.

Eduard Rünneke — eine der „großen Hoffnungen“ der neueren Operette — bezeichnet seine „Hellblauen Schwestern“ ausdrücklich als romantische Operette. Wenn er in früheren Werken diesen romantischen Ausdruck auch häufig sehr fein getroffen hat, so kann man ihm diesmal doch nicht so recht glauben. Denn die für eine Operette mit viel zu viel „Dramatik“ belastete Behandlung gerät öfters in den Bereich der Sentimentalität und der Unwahrscheinlichkeit. Wohl fällt ihm auch hier wieder manch Gutes ein, ganz besonders in den großen Ensemblestücken, die von jeher seine Stärke waren. Aber unter seinen früheren Operetten sind ganz entschieden größere Volltreffer. Die wirklich humoristischen Rollen sind in diesem Stück dünn gefät. Sie waren aber bei Trude Adam (Kathi) und Hans Faber (Pichlerhanns) so ausgezeichnet aufgehoben, daß man trotz allem noch auf seine Kosten kommen konnte.

In den Orchesterkonzerten erklangen unter anderem verschiedene Werke von Dirigenten aus den Nachbarstädten. Die meisterhaft gestaltete und in ihren Einfällen von wahrhaftem Humor zeugende Ouvertüre zu einem Shakespeareschen Lustspiel von Paul Scheinpfug hatte hierbei einen leichteren Stand als die recht problematische und reichlich pessimistisch gehaltene lyrische Szene für Bariton und Orchester „Der Einsiedler“ von Rudolf Siegel. Die am gleichen Abend gebotene vierte Sinfonie von Alexander Glazounow hatte wohl — besonders im Scherzo — viele bemerkenswerte Schönheiten; als Ganzes hinterließ sie dagegen gemischte Gefühle. Auch das „Göttliche Gedicht“ von Alexander Skriabin zeugte mehr von gewaltigem Wollen und Können, als von wirklich befreiender Erfüllung. Das raffige Cellokonzert von Anton Dvorak bot unserem Konzertmeister Karl Klein die beste Gelegenheit, sein gediegenes Künstlerium in vorteilhafte Beleuchtung zu bringen. Mit einem Konzert für Orgel und Orchester von Hermann Unger bereitete der tüchtige städtische Organist Jakobus Menzen den vielen Verehrern dieses edlen Instrumentes eine ganz besondere Freude.

Als Karfreitagserbauung ward — wie fast alljährlich — Bachs einsam ragende Matthäuspassion besetzt. Leider war die Wiedergabe bei weitem nicht in allen Teilen einwandfrei. Daß im Verlaufe einer Woche zwei verschiedene Volkschöre Beethovens „Neunte“ zur Aufführung bringen, dürfte in der Geschichte der Musik wohl als ein vereinzelt stehender Fall hervorgehoben werden. Die Chorleistungen waren beide Male ausgesprochen hervorragend. Am ersten Abend

spielte Ernst Potthof mit großer Meisterschaft Beethovens G-Dur-Konzert, am zweiten Abend eroberte sich Josef Kalenberg, das frühere beliebte Mitglied unserer Bühne, mit dem seelenvollen Vortrag der Florestan-Arie zu den vielen alten Freunden eine ganze Schar neuer und nicht minder begeisterter. Dr. Hans Paulig (Krefeld) bewährte sich als Dirigent von neuem durch die glückliche Verbindung von Umsicht und Temperament. — Die „Düsseldorfer Singschule“ — ein vierstimmiger Mädchenchor unter der Leitung des Gesanglehrers Heinrich van Helden — bot sowohl in der feinen Auswahl der Vortragsfolge als auch in der durchaus lobenswerten Durchführung einen schönen praktischen Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend.

Der Immermannbund beschloß seine diesjährige Wirksamkeit mit einem gut verlaufenen Beethoven-Abend des tüchtigen Grete-Eweler-Quartetts. Vielleicht ist er durch die ungünstige Wirtschaftslage gezwungen, auf gewisse Zeit die Durchführung seines hohen Kulturprogramms vorläufig einzustellen. Für das Kunstleben unserer Stadt wäre ein solcher Entschluß höchst bedauernswert. Der große Schubert-Zyklus des Collegium musicum fand mit zwei der herrlichsten aller Kammermusikwerke — dem Es-Dur-Trio und dem Oktett — einen wundervollen Ausklang. — Gediegene Leistungen boten Frieda Benkert und Martha Schneider in einem Konzertabend für zwei Klaviere, bei dem Agnes Wansart-Haines mit dem Vortrag verschiedener Lieder sympathisch berührte. Alene Hall-Wassenberg besitzt eine noch nicht völlig durchgebildete ansprechende Stimme, die sie besonders in Liedern von Robert Franz und Hugo Wolf geschickt in den Dienst des Ausdrucks zu stellen wußte.

Diesmal — und nächsten voraussichtlich auch noch häufiger — bekommt auch die „Gesellei“ im musikalischen Bericht ihren Platz. Das Planetarium wurde auf seine Brauchbarkeit zu Konzertzwecken untersucht. Zwar läßt sich in einem Raum, an dem noch mancherlei der Vollendung harret, die akustische Wirkung noch nicht mit Sicherheit prüfen. Es wird daher besser sein, hierüber Abschließendes erst nach den ersten Konzerten zu sagen. Auf jeden Fall macht der Riesenraum einen wahrhaft imponierenden Eindruck. So werden hier staunenden Gemütern nicht nur Wunder des Sternenhimmels vorgeführt werden, sondern auch die Musik wird an dieser Stätte Ohr und Herz des Menschen erfreuen.

E. H.

Düsseldorfer Schauspiel. Schillers Räuber, der erste elementare Ausdruck seiner dramatischen Natur, die, an Rousseau und Shakespeare genährt, hier unmittelbar aktiv die Freigeisterei der Leidenschaft im stürmischen Pölschlag neuer, junger Menschengestaltung auffängt, wurden in der Neueinstudierung, einer tüchtigen Leistung unseres städtischen Schauspiels, zum lebendigen Anwalt ihres eigenen Gehalts. An zwei Stellen hat die Gegenwart ihr Wert angekehrt und ist zum alten wirklichen Kern wieder vorgebrungen: im Text und im Spiel. Der Text war durch ganz glückliche Striche, die sich an des Dichters Mannheimer Bühnenbearbeitung richtig angeschlossen, dramatisch gestrafft worden. Jede Lyrik, vieles Sentiment, die Abschwächungen der Handlungen fehlten, und die wilde, ungestüme, manchmal auch rohe Kraft des Wertes, die eine puritanische Schönfärberei früher glättete, sprach sich notwendig charakteristisch aus, aber auch nicht mehr; nirgends war nur dem derben Ton zuliebe etwas stehen geblieben! Dazu war das Spiel dem realeren Sinn unserer Zeit näher gerückt; war dem Theatralischen einer historisierenden Epoche entrückt worden und war wieder eingebettet in den Gefühlsstrom einer Natur, die in den Waldszenen allerdings etwas vom romantischen Schauer der Volksflucht aufkommen ließ. Es war ein glücklicher Abend, obwohl Münch sicher mehr Meister im Arrangement als dramatischer Regisseur ist! Gespenstisch unwirtet die Szene in Moorschlafzimmer, prachtvoll aufgeteilt in der Bewegung die Räuberszenen im real-phantastischen Wald des Bühnenbildners Harry Breuer, der auch die geistreich geführte Szene auf dem Balcon zum Garten hinaus fein motivierte, und sonst den Gegensatz der Welten in den schmal aufsteigenden Wandfeldern des Schlosses und der niedrigen Balkendecke des Wirtshauses wie in der dunklen Wirnis des Waldes gut ausdrückte. Darstellerisch war die Aufführung durch Karl und Franz Moor gesichert. Ewald Balser als Karl trieb die Gestalt mit aller Inbrunst einer großen Seele durch alle Blutsandale des menschlichen Lebens, immer noch steigerungsfähig bis zur Überwirklichkeit des letzten Racheschreies. Eduard Bornträgers Franz hat diese sinnliche leidenschaftliche Kraft des Temperaments nicht, aber er ist ein Schauspieler von ungeheurer Energie im Aufbau, in der Ausnutzung aller Mittel. Sein Böfewicht wurde Kreatur, wurde ein von der Fehlleistung und vom Egoismus gehehrter Mensch. Dem Synthetiker von Natur stand der Analytiker zwingend gegenüber. Gertrud Falkner formte das Bild der Amalia, Raymond Bucher hielt sich auffallend gut als Kosinsky und Leopold Lindtberg gab den Spiegelberg. Der Sprechchor der Räuber war auf der Höhe. Es war ein Erfolg! — Strindbergs Passionspiel Osters, eine Moralität des alternden Dichters, die ziemlich willkürlich und wenig überzeugend

eine oberflächlich symbolisierte Alltagsgeschichte in den Schatten der Karwoche stellt, fand unter Adolf Dell's Leitung eine als Ganzes recht stimmungsvolle Wiedergabe, die, von Haydn's Quartett „Die sieben Worte des Erlösers“ unterstützt, einer gewissen Wirkung nicht entbehrte, zumal in der Osterzeit. Schauspielerisch ragten Balser's Sohn Elis, die gut angelegte Eleonore von Ida Machalitz, der sicher gestaltete Lindquist von Paul Barleben und Franzista Wendts sorgsam-geschäftige Frau Heyst hervor. — Das Schauspielhaus widmete dem „dichterischen Wort“ eine mehr belehrende als erbauende Morgenfeier und brachte daneben Romain Rollands Drama aus der französischen Revolutionszeit „Ein Spiel von Tod und Liebe“ zur Aufführung, das einen feinen menschlichen Stoff mit den Mitteln der besten, typisch französischen Kunst der Rede zu meistern versteht. Unter der sorgsamten Spielleitung Leo Königs in einem von E. Sturm geschaffenen Rahmen gaben Franz Everth (Jerome), Cornelia Gebühr (Sophie) und Peter Esser (Claude Vallée) sowie Hermann Greid als Carnot angemessen eindringliche Leistungen.

Dr. St.

Was man sich in der Pause erzählt.

Richter: „Können Sie die Diebereien denn gar nicht lassen, Sie werden doch immer dabei gefaßt?“

Angeklagter: „Nicht immer, Herr Richter.“

Feldwebel (bei der Schießübung zum Einjährigen Mayer, der Kaufmann ist): „So drücken Sie doch endlich los! Oder glauben Sie, beim Schießen gäbe es auch drei Monate Ziel?“

Frau Oberst: „Aber, lieber Karl! Ich kann den Rauch deiner Pfeife nicht ertragen.“

Oberst (zum Burschen): „Joseph, trage sie hinaus.“

Bursche: „Zu Befehl, Herr Oberst, die gnädige Frau oder die Pfeife?“

„Warum haben Sie denn die Stellung bei ihrer Firma verlassen?“

„Ja, sehen Sie, die Leute taten etwas, was mir nicht gefiel.“

„Nanu? Was denn?“

„Sie kündigten mir.“

Beim Versteckspiel im Walde wird der Herr Professor nach stundenlangem Suchen endlich in unbequemster Lage in einem Baum gefunden.

„Aber, Herr Professor“, fragt man ihn, „warum sind Sie nicht längst hervorgekommen?“

„Ach, zu meinem Unglück“, erwidert er, „hatte ich ganz vergessen, wo ich mich versteckt hatte.“

Kinderfrage.

„Papa, ich verstehe gar nicht, wie die Leute solch ein kleines Loch in den Bleistift bohren können, in das sie nachher den Stift hineinstecken...!“

Karlchen (in der Eisenbahn): „Mutter, was war das für eine Station, wo wir eben durchgekommen sind?“

Mutter: „Wie soll ich das wissen, du siehst doch, daß ich lese.“

Karlchen: „Aber da müssen wir doch fragen. Ich habe nämlich da deine Tasche zum Fenster rausfallen lassen.“

Unter Kindern: „Warum sind immer Schornsteine auf den Häusern?“

„Sicher, weil sonst der Schornsteinfeger keine Arbeit hat.“

Frage einer alten Dame.

„Ob unsere Enkelinnen noch Bubitöpfe tragen, wenn sie Großmütter geworden sind?“

Dortmund. In den Konzertsälen herrschte im Monat März wieder rege Tätigkeit. Von drei Sinfoniekonzerten des städtischen Orchesters stand das erste unter der meisterlichen Stabführung Wilhelm Siebens. Das erste brachte klassisch-romantische Tonkunst. Es begann mit Dvorak's „Variationen über ein Originalthema“, op. 78, gefolgt von Beethovens vielleicht schönstem „Klavierkonzert Nr. 4 in G-Dur“, das in Frau Frieda Kwaast-Hodapp (Berlin) eine vollendete Interpretin fand. Einen harmonischen Abschluß bildete die melodienreiche, hier zum ersten Male gehörte „Sinfonie Nr. 1 in D-Dur“ von Schubert, die in ihrer Wesensart indessen noch merklich an Haydn und Mozart erinnert. — Das zweite bot unter der genialen Leitung des

Generalmusikdirektors Prof. Hermann Abendroth aus Köln zunächst zwei Neuheiten. Als erste die moderne Suite „Visionen“, sechs sinfonische Sätze für großes Orchester, op. 12, von Hermann Hans Wesler, die zwar in „tonal“ erdachter Phantastik und grotester Eigenart glänzend charakteristisch instrumentiert sind, aber vielfach amerikanischen und französischen Einfluß in Melodik und Kolorit vertragen. Es bedurfte der ganzen elastischen Kunst Hermann Abendroth's und des tüchtigen Orchesters, diesen dämonisch-ironisch-extremen, visionären Halluzinationen ein einigermaßen eindringliches Erklängen und einen Erfolg zu sichern. Maßvoller, aber auch inhaltlich ärmer war das „Konzert für Viola und Orchester“ des Engländers Cecil Forsyth. Akademisch, nicht gerade geschmackvoll in seinem häufigen Paukengepöller und den vielen, unnötigen Bedensschlägen, bietet es sein Bestes in den beiden ersten Sätzen, wohingegen der Schlußsatz stark abfällt. In Adolf Försten, unserem ausgezeichneten Bratschisten, erstand dem Werk ein vorzüglicher Vermittler. Im zweiten Teile des Abends erbaute Beethovens lebensfreudige „7. Sinfonie in A-Dur“. Der individuellen künstlerischen Erfassung Abendroth's gelang es, das Orchester zu außerordentlich schönen und klangvollen Leistungen anzuspornen und so das erhabene Werk wunderbar klar und plastisch zu gestalten. — Der Dirigent des dritten Konzerts war Generalmusikdirektor R. Schulz-Dornburg (früher Bochum, jetzt Führer des Münsterschen Musiklebens). Eingeleitet wurde es durch die „Sinfonie in A-Dur“ von Mozart; sie wurde verständnisvollerweise von einem kleinen Orchester gespielt, wodurch neben dem Musikalischen auch die historische Stellung des Werkes gewahrt blieb. Dann Dvorak's seltener gehörtes „Violinkonzert“, op. 53, das neben der Plastik des Thematischen seitens des Orchesters durch Paul van Kempen in der Solopartie eine technisch und musikalisch gute Ausdeutung erfuhr. Nunmehr gelangten die „Mozart-Variationen“, op. 132, von Max Reger, eine seiner letzten, bedeutendsten Arbeiten, zur Aufführung. Die Auffassung durch Schulz-Dornburg war ganz aus dem Mozart'schen Grundgedanken erfüllt, so daß das erhebende Werk in einer wundervollen Architektur und in regstem Ausdruck sprühendes Leben gewann. Das, wohl der Passionsmusik wegen, noch eingeschobene arioso Intermezzo nach Bach's Choralvorspiel: „O Mensch, bewein dein Sünde groß“ verlieh dem Ganzen einen weihervollen Abschluß. —

Zwei vollständige Sinfoniekonzerte unter der gewandten Führung von Herbert Schmidt (Dortmund). Im ersten hörte man Gluck's „Iphigenie in Aulis“, Bach's „Violinkonzert in E-Dur“ und Mozarts „Sinfonie in C-Dur“ (Jupiter). Das zweite war Mendelssohn gewidmet. Es ertönten die Ouvertüre „Ruy Blas“ (op. 35) und die „Sinfonie Nr. 3 (schottische) in A-Moll“.

Der Dortmunder Instrumentalverein gab sein drittes Sinfoniekonzert. Es wurde eröffnet durch einen Vortrag des Musikschriststellers Dr. Bernhard Zeller über alte Instrumentalmusik. Dann erklangen „Ballettmusik“ aus „Don Juan“ von Gluck, die Sinfonie zum Oratorium „Sanct Elena al Calvario“ von Leonardo Leo und die „Ballettmusik“ aus der Pantomime „Les petits riens“ von Mozart. Das Orchester unter der umsichtigen Leitung Fritz Kerns erweckte diese alte Musik zu tönendem Leben.

Zum 9. Kammermusikabend erschien das bekannte „Böhmische Streichquartett“, bestehend aus den Herren Hoffmann, Sulz, Herold und Zelenka. Sie spendeten von Beethovens frühen Quartetten das erste in F-Dur, op. 18, und von den „Rasumowsky-Quartetten“ das zweite in E-Moll, op. 59, altbewährte Glanzleistungen der Böhmen. In der Mitte des Programms aber stand als Hauptstück die „Große Fuge in B-Dur“, op. 133. Die ungemein blühende und temperamentvolle Wiedergabe dieses schwierigen Werkes war ein Meisterstück des musikalischen Könnens sowie der geistigen Spann- und Ausdruckskraft dieser in einem prächtigen Zusammenspiel geeinten Künstler.

Der Dortmunder Musikverein wartete mit einem Lieder- und Duettenabend auf, der von dem Künstlerhepaare Maria Olzewska und Dr. Emil Schipper aus der Wiener Staatsoper bestritten wurde. Die Vortragsfolge schwang von Cornelius zu Italienern des 18. und 19. Jahrhunderts hinüber, von da zu neueren Münchener Komponisten und dann der Reihe nach zu Bizet, Brahms, Leoncavallo, Schumann, Loewe und Richard Trunk. Die beiden Künstler vermittelten die verschiedenartigen Weisen sowohl im Lyrischen wie im Dramatischen mit Feinheit und auserlesenem Geschmack, dabei von dem geschmeidigen Pianisten Gerard Bunk aufs sorgsamste begleitet.

Der Dortmunder Lehrergesangverein veranstaltete sein 2. Hauptkonzert, in dem Hermann Dettinger (Dortmund) seine Dirigentenmeisterschaft betonte. Der erste Teil galt dem Komponisten Rudolf Bud. Man begann mit dem kraftvollen Konzertvorspruch „Westfalenart“. Es folgten „Karfreitag“ und die Uraufführung „Heldensriedhof“, denen sich zwei Kinderlieder seitens des Frauenchores: „Die Blume im Glase“ und „Die Hexe“ anschlossen. Im zweiten Teile stieg der Chor „Der Totentanz“ des Düsseldorf'schen Tonkünstlers Mathieu Neumann, dessen wundervolle Stimmungsmalerei zu plastischer Klarheit sich formte. Den Schluß bildete das leuchtende „Frühlingsneß“ von Karl Goldmark. Als Solisten wirkten der erprobte

Bratschist Adolf Pöckel und Kapellmeister Siegfried Meit vom hiesigen Stadttheater, die eine „Sonate für Bratsche und Klavier“ von Anton Rubinstein mit hoher geistiger Beseelung zum Vortrage brachten.

Ein konzertales Ereignis war am Karfreitag die Aufführung des Oratoriums „Die Jünger“ von dem Leipziger Komponisten Walther Böhm seitens des hiesigen Männergesangsvereins „Cäcilia“ in der Westfalenhalle. Das Werk erfuhr damit seine Erstaufführung in Westdeutschland und wurde von etwa 500 Sängern und Sängerinnen, einer verstärkten Abteilung des städtischen Orchesters und drei Solisten unter der Gesamtleitung von Max Spindler in höchst künstlerischer Weise gegeben. Der Riesenraum war fast völlig besetzt, und der äußere Erfolg war auch groß. Allein die akustische Wirkung hat ergeben, daß der Raum unserer schönen, stolzen Westfalenhalle für die Wiedergabe von Werken solch atademischer Art infolge seiner kolossalen Ausmaße nicht geeignet erscheint.

Kirchentonzerte. In St. Marien hörte man Werke für Klavier und Orgel: „Sarabande und Chaconne“ (nach Händel) von Franz Liszt, „Präludium, Fuge und Variation für Orgel und Klavier“, op. 18, von Cesar Frank und die „Chromatische Fantasie und Fuge“ von Wilhelm Middelschulte. Dr. Friedrich Schnapp (Klavier) und Felix Schröder (Orgel) wurden den Werken mit feinsten Einfühlung

und wundervollem Zusammenspiel gerecht. Margret von Klot sang mit weichem Sopran drei Lieder von Franz Liszt und zwei Lieder aus dem „Vaterunser“ von Peter Cornelius mit seelenvoller Innigkeit. — In St. Reinoldi huldigte Gerard Bunk alten Meistern. Er begann mit dem „Präludium und Fuge in G-Moll“ von Frescobaldi und schloß mit dem „Präludium und Fuge in A-Moll“ von Buxtehude. Ruth Schramme spendete Geigenstücke von Viber und J. S. Bach und das „Dortmunder Vokalquartett“ gab Gesänge von Lotti, Isaac, Bach, Michael Haydn und Mozart, alles in künstlerisch hochstehender Weise. — In St. Petri führte sich der neue Organist Wilhelm Bötger erfolgreich ein mit der „Sonate in D-Moll“ von F. Mendelssohn, dem Chorvorspiel über „O Haupt voll Blut und Wunden“ von J. S. Bach, dem „Largo“ aus dem „Orgelkonzert in D-Moll“ von Friedemann Bach und „Toccata und Fuge in A-Moll“ von Max Reger, die er technisch fein und geistig plastisch erstehen ließ. Gesänglich wirkte der Baritonist Kurt Fintgarten mit zwei Arien aus „Judas Maccabäus“ von Händel sowie den Gesängen „Wolltest meine Seele stillen“ von J. Rothstein und „Herr, schide was du willst“ von H. Wolf. Josef Walter (Violine) spielte das „Präludium aus der A-Dur-Sonate“ von A. Corelli, ein „Adagio“ von A. Becker und das „Präludium“ aus Opus 103a von Max Reger.

In den Kreis des deutschen Denkertums lenkten die Vorträge: Prof. Dr. Ernst Horneffer (Gießen) über 1. „Fichte“, 2. „Nietzsche und Wagner“. — Prof. Dr. Brüggemann (Aachen) über „Goethe und Frau von Stein“. — Studienrat Dr. Reinhard über „Die Literatur im Saargebiet“. — Bibliothekar Dr. van der Biele über „Meister Konrad von Soest und die Blütezeit der westfälischen Malerei“. — Patriotisch erhebend war der von Lichtbildern unterstützte Vortrag des Fregattenkapitäns a. D. Hans Pöschhammer über „Graf Spees letzte Fahrt“. Der Held von Coronel und den Falklandinseln wurde mit Stolz, Bewunderung und Ehrfurcht gedacht. Fritz Reuter.

Dortmunder Schauspiel. Dem dichterischen Schaffen Herbert Eulenburgs brachte das Stadttheater eine nachträgliche Ehrung zu seinem fünfzigsten Geburtstag durch die Aufführung seines „Münchhausen“ dar. Im hellen Scheinwerferlichte einer in verwandtem Erleben erpürten Seelenzergliederung formt sich diese alte Volks- und Schwankfigur zu lebensgefättigter Wirklichkeit. Aber die Kunst eines wirklichen Dichters — und das ist Eulenberg — gibt mehr. Hinter dieser burschikosen Unbekümmertheit und großmäuligen Lügen-

haftigkeit verbirgt sich schwerste seelische Bitterkeit, und ein Hauch schwermütiger Tragik umwittert sein Dasein, so daß dieser Polterer und Aufschneider sich uns ins Herz hineinschmeichelt. Aber soviel Schönheit und dichterische Kraft auch der „Münchhausen“ verströmt, mit seinen matten und blassen Altschlüssen bringt sich Eulenberg selbst um den dramatischen Erfolg, dieweil er jede bühnenwirksame Szene nicht voll ausklingen läßt. — Als Kammerpiel wurde uns ein eigenartiges tiefsymbolisches Schauspiel „Überfahrt“ von Sutton Vane in der Übersetzung von Hans Klement vermittelt. Der Rauchsalon eines seltsamen Ozeandampfers, der ohne Steuermann und Matrosen, ohne Lichter das nächtliche Meer durchpflügt, ist der unheimliche Schauplatz für das noch unheimlichere Erleben der bunt zusammengewürfelten Reisegesellschaft. In atembeklemmender Schwüle enthüllt sich nach und nach der Sinn dieser Überfahrt, entschleiern die Reisenden angesichts des Todes ihr wahres Sein. Die treffende Charakterisierungskunst des Dichters, die durch die sorgsam schattierte Spielleitung Hans Bogenhardts wirksam gehoben wurde, fand bewundernde Anerkennung. — Als dritte Neuheit gab es John Galsworthys Schauspiel „Gesellschaft“. Dieser kritische und satirische Ausschnitt aus dem neuzeitlichen englischen Gesellschaftsleben mit kriminalistischem Einschlag wendet sich stark an

Masseninstinkte und ist auf äußere Bühnenwirkung eingestellt. Er reizt die Zuhörer in eine erregte Spannung und läßt sie in den Pausen eifrig streiten, ob der des Diebstahls bezichtigte Hauptmann Dancy schuldig ist oder nicht. Die Lösung erscheint demgegenüber etwas kinematisch und der Schluß verpufft infolgedessen wie zusammenfallendes Strohfeuer. Dr. Risse.



Aus der Opern-Aufführung „Tannhäuser“

Bereinigte Städtische Theater Düsseldorf, Neueinstudierung — Szenische Leitung: Intendant Heinz Gille
Bühnenbilder Theodor Schlonski

wie auch das des kürzlich hier aufgeführten „Versemten Lachen“, aus der Feder der leider verstorbenen Wiener Schriftstellerin Beatrice Dovsky, die auch mit diesem wieder einen glänzenden Beweis ihres geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Wissens sowohl, als auch eines ungemein scharfen Blickes für bühnenwirksame Geschehnisse erbrachte. Die Handlung spielt in Brügge etwa um das Jahr 1585, also in einer Zeit, da die Herrschaft der Spanier schwer auf dem Blumenland lastete. Der Gouverneur Ruy Albaraz ist mit den Vorbereitungen zu seinem „Feste des Lebens“, d. h. einer Heirat mit einer blämischen Witwe beschäftigt, als ihn der „Schwarze Tod“ ereilt. Diese Gegenfälle, zu denen sich als weiterer Konfliktstoff der Haß der Unterdrückten gesellt, sind, gestützt auf eine einfache, doch poesievolle Sprache und eine straffe, packende Dialogführung, zu einer Handlung zusammengefügt, die, ohne selbst in ihren grausigsten Szenen zu verlesen oder auch dem Musiker für glänzende Stimmungsbilder und weitere dramatische Entwicklung den notwendigen Spielraum zu nehmen, aufhorchen läßt bis zum Ende. — Wilhelm Mantes Musik ging von jeher eigene Wege. Zu den modernen Neutönen gehört er nicht. Anknüpfend an Wagner und Richard Strauß hat er seiner Musik thematische und motivische Bildungen zugrunde gelegt. In Melodieerfindung und Harmonisierung ist er herb, dabei gewöhnlichen Wendungen sorgsam aus dem Wege gehend. Seine Musik klingt merkwürdig sachlich, alles ist einfach, streng, zurückgehalten, sie strömt uns nicht zu, wir müssen zu ihr gehen und versuchen, uns in sie einzuleben. Eine künstlerische Schöpfung, ohne jedes billige Zugeständnis strebend nach höchsten Zielen und zeugend von der grundehrlichen musikalischen Gesinnung seines Schöpfers. — Zur Verlebendigung des Werkes waren die besten Mittel aufgeboden. Die Besetzung der vier Hauptrollen mit Liesel Renar, Martha Horst, den Herren Wünsche und Moog war äußerst glücklich. Daß auch die Episodenrollen mit

ersten Kräften befehlt waren, krönte den Gesamteindruck. Der Geist der Musik und der des Bühnenspiels gingen unter Wolframs und Dr. Arons Leitung in einer Linie. Man rief die Komponisten mit den Leitern und Darstellern immer weiter vor die Rampe. Mittelpunkt der zahlreichen künstlerischen Veranstaltungen der „Stillen Woche“ war eine Neueinstudierung des „Parsival“. Eine lebendige Pflege der Werke Wagners wird sich mehr und mehr einer Vereinfachung des Bühnenbildes und des Darstellungsstiles zuwenden müssen; radikalen Versuchen in dieser Richtung setzt die Musik von selbst einen Riegel vor. Auch der „Parsival“ ermöglicht oder fordert sogar eine starke Annäherung an die Stilbühne, der schwierigen Probleme bleiben ohnehin noch eine ganze Menge. Die hiesige Inszenierung des Festspiels stellt einen wohl gelungenen Versuch in der angedeuteten Richtung dar, der durch gutes Gelingen gelohnt wurde. Hans Wildermanns Bühnenbilder dürfen sogar als ganz vorzügliche Lösungen angesprochen werden. Besonders im Zaubergarten Klingens mit seiner unwirklichen Phantastik sind mit einfachen Mitteln starke Wirkungen erreicht; auch die geheimnisvolle Gestalt des Grialstempels konnte gefallen.

Bestimmenden Anteil an der Verwirklichung der Wildermannschen Ideen hatte die Beleuchtungskunst Friß Brauns. Die Spielleitung erstrebte mit ausgesprochenem Feingefühl stilistische Übereinstimmung mit dem Szenenbild. Die musikalische Leitung hatte Wolfram, dessen Deutung Wagnerscher Partituren seit Jahren anerkannt ist. Die Leistungen der Solisten standen durchweg auf guter Höhe. Ein besonderes Lob den Chören auf und hinter der Szene, die ihren schwierigen Aufgaben ausgezeichnet gerecht wurden. — Der selige Verdi wird sich über die Anhänglichkeit unserer Bühne an ihn und seine Werke freuen. Rigoletto, Amelia (Maskenball) und Aida in einer Woche dürfte selbst für den geschworenen Anhänger der veristischen Oper etwas reichlich sein. Selbst die hervorragende Darstellungskunst und die wunderbaren Stimmittel eines Heinrich Schlusnus, der in den beiden erstgenannten Werken gastierte, konnten über die Schwächen dieser Musik nicht hinwegtäuschen. — Welch heitere Laune blüht dagegen in Vorhings unsterblichem „Waffenschmied“, der eine äußerst stimmungsvolle Wiedergabe fand. Die lieben, alten Scherze, die in Wort und Weise sogar in den Volksmund übergegangen, erzeugte eine wohlige Stimmung im Hause, an der auch die fein-humoristische Musik, die Herr Rugler in ihrem ganzen Frohsinn prächtig zur Geltung brachte, ihren vollgemessenen Anteil hatte. — Weniger erfreulich war dagegen die Bekanntheit mit zwei neuen Operetten: „Charlie“ und „Die Mädels von Davos“, wieweil auch hier nichts versäumt war, der leicht geschürzten Muse zu einem äußeren Erfolge zu verhelfen.

Theater Oberhausen-Hamborn-Gladbeck. Shakespeares Othello, die Tragödie der Eifersucht, steht beim Publikum in besonderer Gunst durch seine einfache, doch überragende Linienführung, durch klare, fest umrissene Charaktere, packende und erschütternde Szenen, durch Kostüme und Dekorationen und schließlich durch seine leichte Verständlichkeit. Hellbach-Rühn brachte einen wirklichen, ergreifenden Othello, der durchdacht und künstlerisch gestaltet war. Lucile Weyand fand für ihre Desdemona den süßen und reinen Herzenston, der von Herzen kommt und zu Herzen geht. Dagegen fiel Kurt Ehrhardt als Jago ab. Unangenehm übertrieben in Sprache und Geste; dieser Jago als tobender Intrigant mit den übelsten Manieren eines Landstrolachs beeinträchtigte dauernd den sonst guten Eindruck der Darstellung.

Das Bestreben unserer Schauspielbühne, in abwechslungsreicher Folge vielerlei zu bringen, birgt Gefahren in sich, die nicht immer glücklich vermieden werden. Im vorigen Monat wirkte die Folge ein-

seitig tendenziöser Stücke recht wenig erfreulich. Diesmal bedeutete die Wiedergabe von Calderons Lustspiel „Dame Kobold“ ein literarisches Experiment, für das nur ein kleiner Kreis literarisch Interessierter in Frage kommt. Bei einer derartigen Einstellung und Auswahl steht ernsthaft zu befürchten, daß bei der leider an sich schon kleinen Schar unserer Schauspielbesucher das Schauspiel immer mehr an Anziehungskraft für weitere Kreise verlieren wird. Die Darbietung des Lustspiels ließ außerdem in Ton und Tempo recht viel zu wünschen übrig; die Bühnenbilder waren alles andere als wirkungsvoll.

Ernst Hardt nennt sein Stück „Schirin und Gertraude“ ein Scherzspiel. Der Stoff ist genommen aus der im Jahre 1539 aufgetauchten Erzählung von den zwei Frauen eines Grafen von Gleichen, der neben seiner ersten Gemahlin eine vom Kreuzzug mitgebrachte junge Türkin, die ihm zur Flucht verholfen hatte, zu seiner zweiten rechtmäßigen Gattin machte. Diese Sache wendet Hardt ins Scherzhafte und Groteske. Und wenn man sich den Intentionen des Verfassers ruhig überläßt, wenn man die vielen gut gelungenen erheiternden Momente voll auf sich wirken läßt, so kann man an dieser Komödie der Eifersucht sein Vergnügen haben. Die Ausführung stand unter Reinhardts Regie, der für flottes Spiel gesorgt hatte. Der von Hardt beabsichtigte Ton wurde durchweg gut getroffen. Die von Gustav Singer gebrachte Lösung der Bühnenarchitektur war ansprechend und auch praktisch, weil sie einen störungslosen Ablauf des Spieles ohne die so lästigen Umbaupausen ermöglichte.

An Operetten gab es Jessels „Postmeisterin“ und Kollas „Fräulein Pud“. Vincenzo Bellini sagt einmal: „Ein Operntext ist dann gut, wenn er keinen rechten Sinn hat“. Für die modernen Operetten scheinen die Textfabrikanten das als wichtigsten Grundsatz aufgestellt zu haben. Das Libretto der „Postmeisterin“ versucht wenigstens neben dem

üblichen Unsinn einigen Sinn, eine in sich geschlossene Handlung zu bringen. Man hängt dem Stück ein historisches Mäntelchen um; es spielt in der Franzosenzeit; Louis Ferdinand von Preußen, der tapfere, erzentrische, kunstliebende Neffe Friedrichs des Großen, muß als Operettenprinz auftreten und agieren. Bühnenbild und Kostüme waren der Zeit und Handlung entsprechend mit gutem Geschmack und Geschick gewählt. Die flotte, manchmal recht ansprechende Musik von Jessel brachte das Orchester unter seinem Kapellmeister Friß Schulze-Markert sauber zu Gehör.

„Fräulein Pud“ nennt sich eine Schwank-Operette. Das Stück ist auf jeden Fall mehr Schwank oder Posse als Operette. Das Libretto ist von der bewährten Lustspielfirma Franz Arnold und Ernst Bach bezogen, deren vielbelachten Schwank „Der wahre Jakob“ unsere Schauspielbühne vor einiger Zeit herausbrachte. Aus der ziemlich mäßigen Begleitmusik von Kollo; die über wenig Schlagkraft verfügt und als der matte Aufguß seiner sonst erfindungsreicheren Melodien anmutet, versuchte der Dirigent W. Odenheimer mit sicherer und guter Einfühlung alles Mögliche herauszuholen. Auch in diesem Stücke läßt sich eine gegen das Deutschtum gerichtete üble Tendenz feststellen. Diesmal muß der deutsche Abel herhalten, dessen Vertreter in plumper und geschmackloser Weise lächerlich gemacht werden. Die Leistungen der Darsteller sind anzuerkennen. Sie garnierten und servierten die bei allem unglaublichen Unsinn wirkamen situationskomischen Partien geschickt und erfolgreich. Viele Nummern, besonders die gut eingeübten Tänze, bekamen ihre Wiederholung.

Als erfreulich muß man es bezeichnen, daß durch Mitglieder unserer Operettenbühne der Versuch zu einer Enttöschung und Reform der Operette angeregt worden ist. Vor einem kleinen Kreise, der vom Theaterdegenen Hamborn geladen war, trugen die Herren Friedrich und Kunstmaler Hassé ihre Gedanken über die Umge-



Aus der Opern-Aufführung „Tannhäuser“

Vereinigte Städtische Theater Düsseldorf, Neueinstudierung — Szenische Leitung: Intendant Heinz Hille
Bühnenbilder Theodor Schlöski

staltung unserer modernen Operette zu einem wirklichen Kunstwerk vor. Die Ausführungen Friedrichs, unterstützt durch Bühnenbilder Hasses, fanden rege Zustimmung. Hoffentlich bleibt es nicht nur bei Worten.

Rs.

Aus dem Mülheimer Konzertleben. Die neue Stadthalle hat zweifellos eine große Belebung des Mülheimer musikalischen sowie seines kulturellen Lebens im ganzen mit sich gebracht, erzielt volle Häuser und künstlerische Höhepunkte, die einer erst in Entwicklung begriffenen Provinzgroßstadt alle Ehre machen. Das vierte Sinfoniekonzert war Schumann gewidmet. Zur Aufführung gelangte seine Erste Sinfonie B-Dur, die wegen ihrer echt romantischen Klangfarbe geschätzt wird. Unter Scheinplugs temperamentvoller Leitung kamen Schumanns Stileigenheiten, die blühende, wildwüchsige Schönheit der Melodien, besonders gut heraus. Nach dieser Einleitung folgte „Manfred“, in dem die Mülheimer Chorvereinigung und die Herren des „Frohnsins“ ihren Stimmglanz entfalten konnten. Das Orchester spielte vorzüglich, und auch hier verstand es Generalmusikdirektor Scheinplug, den Charakter der Schumannschen Musik besonders schön und romantisch herausleuchten zu lassen. Als Sprecher hatte man Wüllner gewonnen, den Liebbling des Mülheimer Publikums, der mit erstaunlicher Frische und Elastizität die Byronsche Manfredgestalt verkörperte. Im März folgte der 5. Sinfonieabend, der auch eine Erstaufführung brachte: Otto Siegl's „Musik für Kammerorchester“. Das uraufgeführte Werk des jungen Komponisten, auf den man in Oesterreich große Hoffnungen setzt, zeigte die alte Liebe der Oesterreicher zur Melodie in neuer Tonalität und fand eine beifällige Aufnahme. Brahms 2. Sinfonie, mit ihrer ländlich-natürlichen Ausdrucksform, wurde von Scheinplug in ihrem ganzen Stimmungsgehalt ausgeschöpft, in Eschaltwosts Klavierkonzert in C-Moll konnte Jascha Spiwatowsky seine glänzende Fingerfertigkeit und ein gutes musikalisches Ausdrucksgefühl zeigen. Ein Scheinplug-Abend machte das Mülheimer Publikum mit eigenen Werken seines Dirigenten bekannt. Eröffnet wurde das Konzert mit der Wiedergabe des gehaltvollen Streichquartetts in C-Moll op. 16, das vom Gredesmühl-Quartett mit gutem Können und musikalischer Gestaltungskraft gespielt wurde. Die Kammerfängerin Rose Walter (Berlin) war eine vorzügliche Interpretin seiner Lieder. In seinem Jugendwerk: Worswede, Stimmungen aus Niedersachsen, für mittlere Singstimme, Violine, Englischhorn und Klavier, hatte Scheinplug den Klavierpart übernommen. Else Dröll-Pfaff sang mit ihrer reifen, glänzenden Altstimme die Worswede-Texte. Das an stimmungsvoller Tonmalerei so reiche Musikwerk, das von einer großen Sehnsucht nach Land, Licht und Freiheit erzählt, kam in seiner charakteristischen Eigenart gut zur Geltung und trug zum unbetrübten Erfolg bei, den der Komponist Scheinplug an diesem Abend buchen konnte. Während der gefeierte Bariton der Berliner Staatsoper Schlusnus schon durch die unkünstlerische Art seines Programms enttäuschte und auch trotz seines herrlichen Stimmmaterials infolge letzter fehlender Besetzung das Publikum Mülheims nicht restlos befriedigen konnte, kann man den Kammermusik-Abend der Berliner Trio-Vereinigung, Prof. Leonid Kreutzer (Klavier), Joseph Wolfstal (Geige), Gregor Pjaligorsti, als einen hohen Festtag im musikalischen Leben Mülheims bezeichnen. Zur Aufführung gelangten zwei Werke von den ganz Großen im Reich der Töne, Beethovens Trio in B-Dur op. 97 und Eschaltwosts Trio in A-Moll, dem Andanten Rubinssteins gewidmet. Diese drei Künstler bilden eine künstlerische Einheit, in der einer den anderen erfüllt und ergänzt. Und die Tonschöpfungen wurden ausgeführt mit klassischer Einfachheit, ohne äußerliches Virtuositentum, mit einer warmen, klingenden Musikalität, die hauchhaft Zartes, feine Krescendos und ausgesprochene Leidenschaft zu vereinen wußte. Das andächtig lauschende Publikum spendete am Schluß dem künstlerischen Dreigestirn als Zeichen seines Dankes nicht enden wollenden Beifall.

Auch zwei Theateraufführungen wurden dem Mülheimer Publikum beschert. Das Düsseldorf'sche Schauspiel-Ensemble brachte zwei Stücke, die im Düsseldorf'schen Haus zu seinen gelungensten zählen: Den „Prinz von Homburg“ und Shaws „Heilige Johanna“. Wenn auch die Gestalt der Bühne in ihrem Mangel an Tiefe manche Hemmung in der Bewegungsmöglichkeit bringt, so waren im großen ganzen die Bühnenbilder doch vornehm und von künstlerischer Qualität. Der Generalintendant zeigte im Prinzen von Homburg seine große Kunst der Massenbewegung und wußte sie durch den Gegensatz — plötzliches Erstarren derselben — besonders wirkungsvoll herauszuarbeiten. Unter den Darstellern gebührt dem Darsteller des Prinzen, Peter Esser, besondere Anerkennung, auch die Gestalt des Großen Kurfürsten von Franz Everth muß als gute schauspielerische Leistung bewertet werden. Die Aufführung erzielte sehr starken Beifall, der nicht eher ruhte, als bis auch Lindemann vor der Rampe erschienen war. Auch die Aufführung von Shaws Heiliger Johanna gestaltete sich bei vollbesetztem Hause zu einem großen Erfolg. Hilde Schewior, der Düsseldorf'sche Darstellerin der Heldin, gelang das Visionäre und Einfältig-Rindliche vortrefflich, und auch die übrigen Darsteller schöpften ihre Rollen vollkommen aus. Nicht unerwähnt sei der Klavierabend des

Duisburger Pianisten Heinz Eccarius (Anfang Februar), der den Ernst seines Strebens und die Vielseitigkeit seines Könnens offenbarte. Das Programm, das dem Konzerte zugrunde lag, brachte außer Sonaten von J. S. Bach und Chopin namentlich Schöpfungen lebender Komponisten, wie Korngold, Debussy, Scheinplug, Crill Scott und Ernst Todt. Auch ein Jugendkonzert in größerem Rahmen als bisher wurde in der Stadthalle veranstaltet, das größtenteils von einheimischen Kräften getragen wurde. Unter Leitung des Gesanglehrers Alfred Holz wurde Beethovens Phantasie für Pianoforte, Chor und Orchester op. 80 zur Aufführung gebracht, wobei der vereinigte Chor des staatlichen Gymnasiums und der städtischen Oberrealschule seine Aufgabe vorzüglich löste. Den Klavierpart hatte der Duisburger Organist Tönnies übernommen; das Mülheimer Philharmonische Orchester leistete unter der anfeuernden Stabführung Alfred Holz' Annerkennungswertes. Irmgard Zimdans zeigte in der Wiedergabe des 1. Satzes aus Beethovens Klavierkonzert C-Moll eine gute musikalische Begabung. Szenen aus Olav Trygvason von Grieg beschloßen den gelungenen Abend. Der fast lückenlos besetzte Saal zollte großen Beifall.

S. S.

Hauptkonzert des M.-G.-V. Gußstahlglode e. V., Bochum. Wenn der M.-G.-V. Gußstahlglode, dessen Mitglieder sämtlich dem Bochumer Verein angehören, sein Hauptkonzert gibt, so ist das für die Stadt Bochum immerhin ein Ereignis, gehört doch die „Gußstahlglode“ zu den angesehensten Chorvereinigungen unserer Stadt.

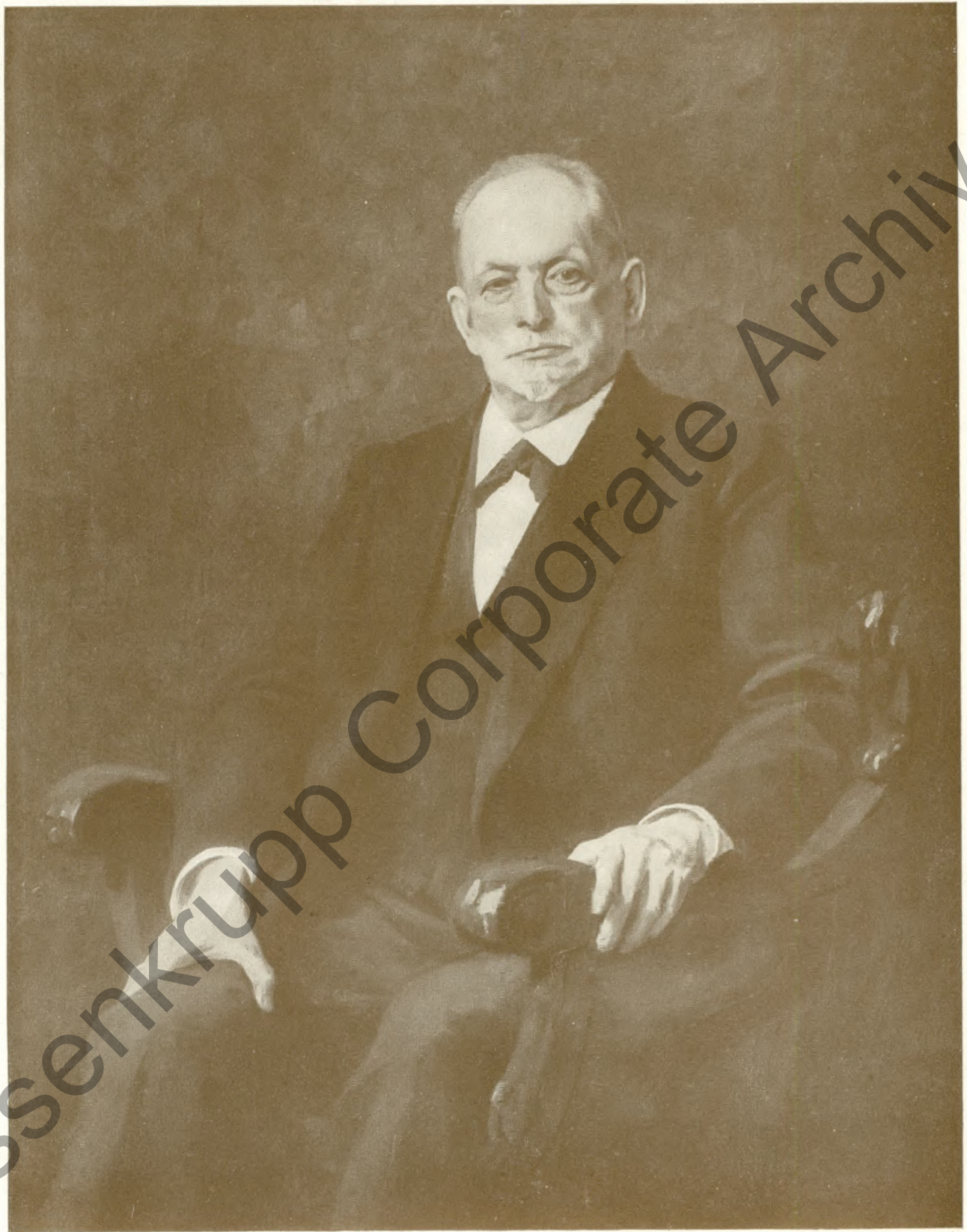
In dem Hauptkonzerte kam einmal das liebe, alte gute Volkslied wieder zu seinem Rechte. Nur Volkslieder wies die Vortragsfolge auf; nicht wahllos, dafür bürgte schon der Name des Chormeisters Rudolf Hoffmann, der vom Anfang seiner Chormeisterschaft an sich um die Verbesserung der Männerchorprogramme verdienstlich gemacht hat. Das Konzert verfolgte als künstlerisches Ziel, einen Querschnitt durch die Entwicklung des deutschen Volksliedes zu geben.

Rudolf Hoffmann holte weit aus, bis zum Locheimer Gesangbuch, dessen „Abschied“ das Konzert einleitete. Ein gutes Stimmmaterial ist in der „Gußstahlglode“ vertreten, namentlich die Bässe sind von entzückendem Wohlklang, doch auch die Tenöre sind stimmlich hochwertig. Gleich das oben erwähnte Eingangslied befundete die Kultur des Chores; obgleich die den Sängern fremd liegenden Akkordfolgen mittelalterlicher Kompositionen zweifelsohne Schwierigkeiten bereiten, merkte man in dieser Hinsicht keinerlei Reibungsflächen. Der Satz erklang rein und durchsichtig; die Melodie wurde getragen von dem zweiten Bass, der durch die wundervolle Phrasierung des köstlich getragenen Tones jene wohlthuende Wärme erzielte, die eine gut disponierte Orgel zu geben vermag. Ein weiteres Lied aus dem sang- und gemütreichen Mittelalter: „Jungfrau, dein schön Gestalt“ hatte Jos. Renner in stielicher Art bearbeitet. Diesem Prinzip trug Chormeister Rudolf Hoffmann in seiner Diktion Rechnung. Man hörte von dem geschulten Chor glatte Übergänge, zarte, dennoch klare Schlüsse in altertümlicher Struktur, welche der Dirigent mit seinem Gefühl und Sinn für das Rhythmische in edler Weise zusammenhielt. Das Gefühlsmäßige dieses Liedes, das sich von einem Verjüngtsein bis zur Leidenschaftlichkeit steigert, hoben Hoffmann und sein Chor in schön geschwungenen Kurven von wohlangebrachten Krescendos. Die edle Art der Darbietung ersafte auch das Minnelied „Weiß ich ein schönes Röslein“. Das Geflecht der Mittelstimmen wob sich sonnenklar ohne Schwankungen im Rhythmischen. Hoffmann erhob das Lied zu zart und duftig geschwellten Höhen. Der erste Bass, der sich stark in den Wendungen der Schreibweise des Mittelalters bewegen mußte, machte sich neben dem ersten Tenor, der die zarten Stellen mit guter Kultur sang, um das gute Gelingen dieses Werkes verdienstlich.

In erregten, starken Episoden, wie solche sich in dem „Heideröslin“ (bearbeitet von Neumann) finden, klang der erste Tenor etwas hart und ungleichmäßig, zuungunsten eines guten Gesamteindrucks, was um so mehr in die Erscheinung trat, als die drei anderen Stimmen durch prächtiges Singen in starken Gegensatz zum ersten Tenore gerieten.

Dem Meister der Volkslieder-Bearbeitungen, A. v. Othegraven, den Hoffmann von jeher bevorzugte, waren zwei Kompositionen eingeräumt: „Das Abendlied“ und als größeres Werk „Die Königsfinder“. Das Abendlied ist ein Juwel, ein großzügiges Gemälde packender Einzelheiten, ganz auf dem Stimmungsgehalt der sinnigen Dichtung aufgebaut. Die wirkungsvolle Disposition des Ganzen, vom einfachen Thema, das der Bass in wohlklingender Weise brachte, bis zum dramatisch bewegten Gipfelpunkt: „Wir stolzen Menschentinder“, über die machtvoll wirkende Choralweise zum kindlich-unschuldsvollen Schluß ist meisterhaft zu nennen. Dieses Natur- und Seelengemälde, das Hoffmann schon in anderen Vereinen wirkungsvoll zum Erlingen brachte, verfehlte wegen der gelungenen Darbietung auch in der „Gußstahlglode“ seine Wirkung nicht; es war der Vortrag dieses Chores eine stark zu bewertende Leistung des Vereins.

Größeren Umfangs, bei weitem auch schwieriger ist Othegravens Werk „Die Königsfinder“, das jüngst im Hauptkonzert des Kölner Männergesangsvereins zur Uraufführung gelangte. Der Komponist verwendet die Melodie des bekannten Liedes zu einer gewaltig sich



August Thyssen

Nach einem Gemälde von Franz Josef Klemm, Düsseldorf

Max Reger vor zehn Jahren gestorben. Am 11. Mai jährt sich zum zehntenmal der Todestag Max Regers, der als Dreiundvierzigjähriger durch einen Herzschlag aus fruchtbarstem Schaffen herausgerissen wurde. Wenn uns auch erst eine kurze Zeitspanne von ihm trennt, so läßt sich doch seine hohe Bedeutung heute bereits bis zu einem gewissen Grade ermessen. Die tiefreichendsten Anregungen erhielt er aus den Werken von Johann Sebastian Bach und Johannes Brahms. Doch nicht nur zur Vergangenheit leiten die Bindungen seiner Kunst, sondern in vielerlei Punkten auch zum Schaffen der Gegenwart. Es ist hier nicht der Ort dafür, diesen weitverzweigten Beziehungen nachzuforschen. Die Vorliebe für die Orgel bedingt bei ihm das Bevorzugen gedämpfter Farben, die selbst die meisten seiner großen Orchesterwerke beeinflussen. Die äußerliche Schwierigkeit seiner der Kunst Bachs verwandten Tonsprache macht die Beschäftigung mit ihr beim ersten Hören nicht leicht. Doch wer es vermag, durch diesen harten Kern vorzudringen, der wird bald erkennen, daß er hier einem Künstler gegenübersteht, dessen sittlich ernste Auffassung von der Kunst ihn unbedingt in die Reihe der Ausgewählten rückt. Vor allem unter seinen Klavierstücken, seinen Liedern („Schlichte Weisen“), Orgel- und Kammermusikwerken sind ganz erlesene Proben köstlicher Kunst! E.H.

Ausstellung von Lehrlingsarbeiten von Handwerkslehrlingen der Lehrwerkstätten der F. G. Farbenindustrie A.-G., Leverkusen bei Köln. In der Zeit vom 29. April bis 7. Mai d. J. findet im großen Saale des Erholungshauses der F. G. Farbenindustrie in Wiesdorf-Leverkusen eine Ausstellung von Arbeiten von Lehrlingen der Lehrwerkstätten obiger Firma statt.

Esgelangen Arbeiten folgender Arbeitsgebiete zur Ausstellung. Metallhandwerk: Übungsarbeiten, produktive Arbeiten, Gesellenstücke und Arbeitsproben. Lehrlingsarbeiten aus dem Gebiete der Kunstschlosserei. Facharbeiterprobstücke. — Schreinerhandwerk: Übungsstücke, Möbel, Fensterrahmen usw. — Buchgewerbe (Buchbinderei, Setzerei und Druckerei): Übungsarbeiten, produktive Arbeiten. — Materialprüfung: Arbeiten aus dem Lehrgang von Lehrlingen des Materialprüfamtes. Ferner sind Arbeiten und Zeichnungen der Lehrlinge aus der Werkschule ausgestellt und Photographien von Sonderarbeiten der Lehrwerkstätten. Als Neuheit wird bei dieser Ausstellung zum ersten Male in weitgehendem Maße der Versuch gemacht, die für die ausgeführten Stücke gebrauchte Arbeitszeit zugleich mit dem Namen des Lehrlings und der zurückgelegten Lehrzeit anzugeben.

Die Ausstellung soll allen Kreisen Gelegenheit geben, sich ein Bild zu machen von dem volkswirtschaftlichen Wert einer planmäßig durchgeführten Erziehung von Facharbeitern der Industrie mit dem Ziele: „Erziehung des jungen Menschen zu einem tüchtigen Staatsbürger auf dem Wege über eine gebiegene berufliche Erziehung“.

Ein äußerer Anlaß für die Ausstellung liegt insofern auch vor, als am 1. Mai 1926 Werkschule und Lehrwerkstätten der F. G. Farbenindustrie A.-G. Leverkusen ihr 25jähriges Bestehen feiern können.

Blitzschlag. In der ersten Hälfte des Monats März herrschte ein gar zu unfreundliches Wetter. Orlanartige Stürme, wolkenbruchartige Regenfälle und Schneetreiben wechselten in bunter Reihenfolge einander ab. Die Sonne, die treibende Kraft für das in der Natur schon be-

ginnende Grünen und Wachsen, ließ sich bei diesem Spiel der Gewalten nur wenig blicken, denn die Wolken lagerten gleich einer schweren grauen Decke über der ganzen Gegend. Gewitter mit heftigen elektrischen Entladungen waren oft Begleiter der Niederschläge. So ging am 4. März zwischen 10 und 11 Uhr abends in Gelsenkirchen ein Gewitter nieder, wobei der letzte Blitzschlag ein besonders heftiger war. Wie nachher festgestellt wurde, hatte dieser Blitz eine im Südpark des Stadtteils Adendorf stehende große und starke Pappel getroffen, ihr die Krone abgeschlagen und aus dem Stamm einen breiten Streifen von oben bis unten keilartig herausgesplittert. Die Holzstücke lagen in allen Größen in weitem Umkreis zerstreut umher.

Das nebenstehende Bild zeigt den beschädigten Stamm mit untenliegender Baumkrone und einigen Holzsplittern.



Aufnahme von H. Gennig

Eine vom Blitz getroffene Pappel

Vom Deutschtum in Südwestafrika. „Deutscher Bund“ nennt sich ein neues, wöchentlich der Windhuker „Allgemeinen Zeitung“ beigelegtes Blatt, das amtliches Organ des „Deutschen Bundes für Südwestafrika“ sein wird. Nachdrückliche Vertretung der Belange des südwestafrikanischen Deutschtums ist das Hauptziel des Blattes, Gemeinbürgerschaft der Deutschen in allen das Deutschtum berührenden wichtigen Fragen. Anlaß zum Neuerscheinen des längst geplanten Blattes sind die bevorstehenden Landesratswahlen in Südwest. Da will das Blatt als Warner und Mahner auftreten. Insbesondere will es sich der Berichterstattung über das Leben in den deutschen Vereinen widmen. Auch abweichenden Meinungen und Stimmungen soll Platz eingeräumt werden.

Die erste Nummer des Blattes berichtet, daß der Deutsche Bund ein eigenes Wahlprogramm für die bevorstehenden Wahlen aufgestellt hat, zu dem sich gegenwärtig die deutschen Vereine des Landes äußern sollen und das dann der Öffentlichkeit übergeben werden wird. Es wird ferner berichtet, daß in Kaltfeld ein neuer deutscher Verein begründet worden ist und daß zu den alten Vereinen in Omaruru, Grootfontein, Tsumeb neue Vereine in Otavi und Otjiwarongo getreten sind.

Deutsche Sängerkreise in Amerika. Das sangesfrohe Deutschtum Philadelphias feierte innerhalb weniger Tage zwei bedeutungsvolle Jubiläumsfeste deutscher Gesangsvereine: die „Sozialistische Liedertafel“, der älteste Arbeitergesangsverein der Vereinigten Staaten, beging sein 50jähriges Geburtstagsfest mit einem außerordentlich stark besuchten Konzert, einem Festkommers und einem ehrenvoll verlaufenen Festbankett. — Der deutsche Gesangsverein „Männerchor von Philadelphia“, Amerikas ältester Chorverein, feierte sein neunzigjähriges Bestehen. Auch er veranstaltete ein großartiges Festkonzert, zusammen mit den Vereinen „Arion“ und „Harmonie“, die mit ihm ein gemeinsames Heim besitzen. Ein glänzendes Bankett bildete den Abschluß der Feierlichkeiten; dabei hielten hervorragende Gäste Reden, und andere Gesangsvereine brachten dem „Pionier“-Gesangsverein ihre Glückwünsche dar. Mit großem Jubel wurde ein Glückwunschschreiben des Präsidenten Coolidge aufgenommen.

Ändert sich die Zusammensetzung der Luft? Die Kreisläufe der Stoffe in der Natur sind manchmal überaus verwickelt, so das erst neuerdings aufgedeckte Kreifen der Kohlenäure in der Natur, das so merkwürdig ist, daß Francis ihm in den neuesten Kosmosbändchen „Harmonie in der Natur“ (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde,

Stuttgart, geb. Mf. 1.50, in Ganzleinwand geb. Mf. 2.40) eine besondere Betrachtung widmet. Bekanntlich enthält die Atemluft auch Kohlenäure, und da durch die Kohlenverbrennung in ständigem Maße mehr des gleichen giftigen Gases zugeführt wird, hat man schon die Frage aufgeworfen, ob der Ausgleich der Luft durch die Industrie nicht eines Tages gestört werden wird und ob die Menschheit wenigstens in den Industriestädten und Weltorten an der von ihr erzeugten Kohlenäure nicht ersticken kann. Im Jahre 1890 strömten 510 Millionen Tonnen des giftigen Gases in die Luft, 1904 waren es schon 900 Millionen, 1924 bereits 2000 Millionen, in weiteren 10 Jahren wird man sicher mehr als das Doppelte, also etwa eine Vermehrung um das 175fache des ganzen Gehaltes der Luftshülle an Kohlenäure annehmen müssen. Aber trotz der gewaltigen Zahlen ist das doch eine Kleinigkeit gegenüber den Massen von Kohlenäure, die den Vulkanen entströmen. Jeder tätige Vulkan (und es gibt deren 300) läßt ununterbrochen unschätzbare große Mengen von Wasserdampf und Kohlenäure entweichen. Dazu kommt nun noch die Atmung von Mensch, Tier und Pflanze, die in jeder Sekunde die Atemluft verschlechtert durch die von der inneren Verbrennung stammende Kohlenäure. Das alles kann nicht ohne Wirkung bleiben. So sagten sich schon viele Naturforscher, und es hat solche gegeben, die meinten, die großen Eiszeiten, die die Erde durchgemacht hat, seien eine Folge des wechselnden Kohlenäuregehaltes der Luftshülle gewesen und uns stünde wieder eine Änderung des Klimas durch Anreicherung mit diesem Gas bevor. Aber wir Neueren glauben nicht daran. Genaue Messungen haben ergeben, daß seit der Zeit, als die Wissenschaft solche anstellen konnte,

der Kohlenäuregehalt der Luft im ganzen vollkommen gleich geblieben ist. Es muß somit ein Ausgleich zwischen Erzeugung und Verbrauch bestehen und die Kohlenäure muß ebenso ihren Kreislauf haben wie die anderen Stoffe auch. Dafür hat man zunächst die Pflanzenwelt haßbar gemacht, denn die grünen Pflanzen benutzen doch das kohlenstoffhaltige Gas zum Aufbau ihres Körpers. Die ungeheuren Wälder der Tropen müssen eine gewaltige Menge davon verbrauchen. Aber besonnenes Nachdenken lehrte jedoch, daß man diese Dinge überschätze. Fürs Ganze sind die Wälder fast bedeutungslos. Aber das Meer ist ein ungeheurer Kohlenäureverbraucher! Man hat auf dem freien Ozean Messungen angestellt mit dem Ergebnis, daß der Kohlenäuregehalt über dem Meer und auf den Inseln im Durchschnitt ungefähr 10 Prozent niedriger ist als über Kontinenten. Fünf Sechstel aller Kohlenäureerzeugung werden also von der Wasserkugel aufgenommen; in den Rest teilen sich Pflanzenwelt und Gesteinsbildung. So oft sich nämlich Kalt oder sonst ein Karbonat bildet, wird Kohlenäure verbraucht und festgelegt. Man hat berechnet, daß in den jetzt vorhandenen Kaltgebirgen der Erde wenigstens 25000 mal so viel Kohlenäure gelagert ist wie in der Luft, so daß es wieder Naturforscher gab, die bei diesen Tatsachen besorgt fragten, ob denn der Kohlenäuregehalt der Luft nicht eigentlich ständig abnehme? Womit sogar ein „Kreislauf der Fragen“ hergestellt war.

Jedenfalls zwingt uns keine Erfahrung zu der Annahme, daß sich die Zusammensetzung der Luft ändert, und der Rückschluß hieraus ist wohl, daß der Kreislauf der Kohlenäure ebenso geschlossen und vollkommen ist, wie der der anderen Stoffe auf Erden.

Der Sauerstoff am Everest und seine Gegner*

Von Captain G. J. Finch

Aus: Finch, Der Kampf um den Everest

Es war nun so weit, daß Mallory und Somervell, als die guten Nachrichten über den raschen Fortschritt der Arbeiten an den ersten drei Zwischenlagern im Kongbuklager eingelaufen waren, die Operationsbasis verließen, um sich der ergangenen Weisung gemäß im Lager III häuslich einzurichten und von dieser neuen Basis aus unmittelbar am Nordsattel in der Höhe von 7010 Meter das nächste Lager aufzuschlagen. Der Feldzugsplan war der, daß, wenn das Nordsattellager beziehbar wäre, Oberstleutnant Strutt und Major Morshead sich mit den beiden Vorangeschritten vereinigen sollten, um gemeinsam, unter Heranziehung der besten Träger, ein noch höheres Lager zu errichten. Dieses Lager sollte so hoch als nur irgend möglich angelegt werden, um von hier aus den ersten ernsthaften Versuch zu machen, den Gipfel des Mount Everest zu erreichen. Dies sollte aber unter Verzicht auf die Anwendung von Sauerstoff geschehen.

Man wird sich mit Recht wundern, warum nach all dem vorher von mir Ausgeführten die Theorie dieses sicheren Hilfsmittels scheinbar verworfen und auf die Mitnahme von Sauerstoffapparaten verzichtet wurde. Die Wissenschaft hatte uns nach vielen Versuchen und Experimenten eine Waffe in die Hand gegeben, die die Gewissheit des Erfolgs bei einem Angriff auf den Everest zum mindesten sehr verstärken konnte, eine Waffe, die durch Mut, Ausdauer und Können allein nicht ersetzt werden kann, eine scharfe, eine ungewöhnliche Waffe, aber eine Waffe, die einem Gegner wie dem Everest wohl angemessen war.

Die Frage wird laut: Warum hat man diese Waffe, dieses unbezahlbare Hilfsmittel, den Sauerstoff, beim ersten Angriff verworfen? Warum ging der erste Sturmtrupp ohne Atemapparate vor? Gelehrte sind sich bekanntlich nicht immer einig. Ein Teil der wissenschaftlichen Meinung vertrat wohl sehr nachdrücklich die Ansicht, daß es ohne künstliche Atmung nicht möglich sein werde, den Gipfel des Everest zu erreichen. Ein fast ebenso großer Teil der gelehrten Autoritäten aber erklärte, das Gewicht eines zweckmäßigen Vorrates an Sauerstoff, den der Steigende mit sich führen müsse, werde stets so beträchtlich sein, daß es den zugestandenen Vorteil, der aus dem Gebrauch von Sauerstoff erwachse, nimmer aufwiegen würde und daß daher der Sauerstoff keine Hilfe, sondern ein Hindernis sei.

Ich darf vielleicht schon hier die Tatsache vorwegnehmen, daß der zweite Versuch im Jahre 1922, den Everestgipfel zu erreichen, ganz einwandfrei die Ansichten der Sauerstoffgegner widerlegen mußte, denn er hat bewiesen, daß mit Hilfe von Sauerstoff der Mount Everest erstiegen werden kann. Wir haben bis heute leider noch keinen Be-

weis, weder aus der praktischen Erfahrung noch aus wissenschaftlicher Forschung, daß es möglich ist, den Everest auch ohne Sauerstoff zu erreichen. Das ist der Extrakt aller bisherigen Erfahrungen. Und ich persönlich bin der festen Überzeugung, daß der Mount Everest ohne Sauerstoff niemals wird erstiegen werden.

Aber es gab noch eine zweite Gruppe von Sauerstoffgegnern, eine durchaus unwissenschaftliche, die wohl zugab, daß die künstliche Atmung ihre zweifellosen Vorteile hatte, die aber seine Anwendung aus dem Grunde verwarf, weil sie unsportlich war und sich daher auch mit dem britischen Grundcharakter nicht vertrug. Selbst wenn man in der Theorie der „künstlichen Hilfsmittel“ Bescheid weiß und ihr bis zu einer gewissen logischen Grenze selbst gefolgt ist, so ist es doch nicht leicht, die Beweisgründe dieser Gruppe von Sauerstoffgegnern zu verstehen. Die erste logische Lücke ist schon damit gegeben, daß diese Leute andere Maßregeln gutheißen, die wir der Wissenschaft verdanken und mit deren Hilfe wir unangenehme oder schädigende Wirkungen auf die menschliche Konstitution, bzw. auf die speziell bergsteigerische, zu vermeiden trachten. So nimmt keiner daran Anstoß, wenn wir besondere Kleider tragen, um den Wirkungen der Kälte zu begegnen; keiner leugnet die Unentbehrlichkeit der Thermosflasche, die gerade auf unsern Berg fast eine lebenserhaltende und sieggewährende Rolle spielte; sie fürchten keine kritische Gegnerenschaft, wenn sie ihren innern Menschen mit besonders präparierten kraft- und energiereichenden Nahrungs- und Anregungsmitteln versorgen; keiner macht sich Skrupel, die Augen vor den ultravioletten Strahlen der Sonne und der schneidenden Kälte des Windes durch Schneebriillen zu schützen; auch der Gebrauch von Koffein, um den übermüdeten Körper aufzupulvern, wird nicht getadelt. Kurzum, man kann mit Sicherheit annehmen, gelänge es der Wissenschaft, Sauerstoff in Tablettenform herzustellen, die man einfach zu schlucken brauchte — kein Mensch käme auf die Idee, gegen ihren Gebrauch bei der Besteigung des Everest so schweres Geschick aufzufahren und die Anwendung von Sauerstoff „künstlich, unehrlich, unsportlich und unbritisch“ zu nennen.

Eine hohe Autorität schrieb — und ich las die Abschrift des in Frage kommenden Berichtes im Ausgangslager —, daß es gut sei, den Widerstand der Bergsteiger gegen die Sauerstoffverwendung bei der Besteigung des Everest zu unterstützen, denn es sei eine ebenso wichtige Aufgabe, festzustellen, wie hoch ein Mensch ohne Sauerstoff zu steigen in der Lage sei, als unter derart unnatürlichen Bedingungen, die nichts mehr mit ehrlichem Bergsteigen zu tun hätten, irgendeinen besondern Punkt, und sei es auch der höchste Gipfel der Welt, zu erreichen. Dieses wörtlich von mir zitierte Urteil mag der Anstoß zu dem System- und Problemwechsel gewesen sein, der plötzlich unter den Bemühern um die Krone des Everest eingetreten war. Bisher hieß die Aufgabe: den Mount Everest mit allen verfügbaren Mitteln zu ersteigen. Und nun hatten fast über Nacht die Sauerstoffgegner, zu denen offenbar auch der Schreiber des oben erwähnten Berichtes gehörte, die Oberhand bekommen und sie hatten es verstanden, ihren Einfluß auf die übrigen Teilnehmer der Expedition derart geltend

* Der dreimalige Ansturm der Engländer auf den höchsten Berg der Erde ist ein Drama menschlicher Energie, das unsere höchste Bewunderung und Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Der Mann, der voraussichtlich berufen ist, in dem wahrscheinlich im nächsten Jahr erfolgten Schlusssatz der Führer zu sein, Captain Finch, schildert in seinem soeben bei Brockhaus, Leipzig, erschienenen reich illustrierten Buch „Der Kampf um den Everest“ (geb. M. 11.—) die einzelnen Abschnitte dieses hartnäckigen Kampfes in einer fesselnden, humordurchweichten Darstellung. Durch das Entgegenkommen des Verlags Brockhaus sind wir erfreulicherweise in der Lage, unseren Lesern eine interessante Lektüre aus dem Buche zu bieten, das überall Aufsehen erregen wird, wo Sinn für die Bergwelt und für menschlichen Selbstenmut ist.

zu machen, daß man sich auf einmal ein ganz neues Ziel steckte: herauszubekommen, wie weit man auf dieser Erde ohne Sauerstoff in die Höhe spazieren könne. Wenn ein echter Bergsteiger ein Ziel ins Auge nimmt, so verliert er es nicht eher aus der Sicht, als bis er gefiegt hat. Wir Bergsteiger haben in dem hier erwähnten Fall wenigstens den einen Trost, daß derjenige, der so gegen den Sauerstoff zu Felde zog und den Sauerstoffapparat ein Begräbnis erster Klasse wünschte und durch das Aufstellen des neuen Problems die Einheitlichkeit des Ziels unserer Expedition zerstört hatte, selbst — gar kein Bergsteiger war.

So also ist es gekommen, daß ich, als wir das Standlager verließen,

mich mit meinem Glauben an die Kraft des Sauerstoffs und an seine Unentbehrlichkeit allein befand. Allerdings war ich der einzige, der den Vorteil gehabt hatte, persönlich von Professor Dreyer belehrt zu werden, und der es durch Experimente am eigenen Leib erfahren hatte, welch mächtiger Bundesgenosse dieses Luftgas, wenn es richtig angewandt würde, sein kann. Mein Glaube an die Autorität des genialen Gelehrten wurde durch die späteren Ereignisse vollkommen gerechtfertigt. Aber: Glauben und Nichtglauben sind zwei verschiedene Dinge. Es scheint in alpinen Dingen tragischerweise oft bestimmt zu sein, daß der Ungläubige, der Zweifler, allzu leicht die Mehrheit für sich gewinnt.

Johann Heinrich Voß

Zu seinem 100. Todestag am 29. März. Von Dr. Heino Schwarz

Die Jahre 1751 und 1826 umgrenzen das Leben von Johann Heinrich Voß! — Steht der Zeitgenosse Goethes und Schillers auch nicht in der vordersten Reihe der Dichter unserer Literatur, so hat seinem Wesen und seinem Werk doch ein Goethe ein Urteil sprechen können, das nicht mehr, aber auch nicht weniger sagt, als daß ein Mann wie er so bald nicht wieder kommen wird und daß „wenig andere auf die höhere deutsche Kultur einen solchen Einfluß gehabt haben als er“! Der Auffassung von Voß wird man heute noch zustimmen. Man darf hinzufügen, daß er sich in den fünfundsiebzig Jahren seines Lebens in all seinen Äußerungen und Handlungen, mag er auch manchmal geirrt oder das rechte Maß haben vermissen lassen, als ein Mensch von unbeugsamer Ehrlichkeit, ein scharf ausgeprägter Charakter, eine Persönlichkeit von festem Umriß und seltener innerer Kraft erwiesen hat.

Auf niedersächsischem Boden, im kleinen Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg-Schwerin, ist Voß geboren, niedersächsisch sind sein Wesen und seine Art. Hart und knorrig von Natur aus, hart und knorrig durch das Leben geworden. Denn zart hat ihn das Dasein nicht angefaßt. Weder im Hause des Vaters, den der Siebenjährige Krieg um Heim und Hof brachte, in bittere Not stürzte, noch auf der Penzliner Stadtschule und dem Neubrandenburger Gymnasium, die die ersten griechischen Studien und Übersetzungsversuche sahen! Weder in den Informatorenjahren in der „Candidatenstufe“ der „Raubburg“ zu Andershausen, die mit ihrer Unterdrückung der Persönlichkeit durch „die gnädige Furie“ den Menschen in einen Zustand verfesten, der Gallenfieber und Selbstsucht hervorrief, den Entel eines Freigelassenen, den Vetter eines noch leibeigenen Mannes aber mit glühendem Adelshatz erfüllten, noch im Anfang der Studienzeit auf der Göttinger Universität, da Stundengeben und Übersetzen eine häßliche Lebensmöglichkeit verschaffen mußten! Sorge und Entbehrung waren auch in dem jungen Haushalt, den der Herausgeber von Voies Musenalmanach mit der Schwester des Freundes, mit Marie Ernestine Voie, zu Wandsbeck gegründet, den der junge Rektor der Lateinschule zu Otterndorf im Lande Hadeln vier Jahre lang geführt, allwo

„Oftmals fordert die Elbe, begleitet vom herblichen Nachsturm, Mit hochbrandender Flut zornig ihr altes Gebiet...
Wo mit Räthen ins Haus der arme Bewohner des Sietlands
Rudert, zum flammenden Torf auf dem erhobenen Herd“.

durchaus nicht unbekannt! Sie traten auch noch manches Mal über die Schwelle der im allgemeinen eine warme Behaglichkeit ausströmenden, in neuen Farben leuchtenden Wohnung des Rektors zu Eutin, des unscheinbaren Häuschens am marmeladen Bache, das der Herr Hofrat drei Jahre lang zu Jena bewohnte, und machten nicht immer halt vor der Stiege, die zu der „nicht geschmackvoll dekorierten und möblierten Etage“ im „Riesen“ zu Heidelberg führte, die „doch einladend häuslich und bequem“ war und in der der Professor Voß, dieser „liebenswürdige Dichter und Gelehrte“, wie die Gattin Ernestine sagt, „nach seiner bekannten Genügsamkeit die kleinen Unruhen, die das Wohnen in einem Gasthose unvermeidlich mit sich führt, mit ruhiger Gelassenheit“ ertrug!

Der Dichter und Gelehrte genoh hier am Neckarstrand, wenn auch durchaus nicht angefeindet, des Ansehens, das er sich durch sein Schaffen errungen. Schon auf der Stadtschule zu Neubrandenburg hatte sich Voß in gereimten und in reimlosen Versen versucht! Hell war der Göttinger Student, den die Freunde im Hainbund mit dem Namen Gottschald und dann mit Sangrich begrüßten, in seiner Begeisterung für Freundschaft und Deutschtum, für Natur und Gott, in seinem Haß gegen Tyrannenmacht und Unterdrückung aufgeflammt, warm hatte er seine künftige Geliebte bejungen. Eigne Wege als Dichter aber ging der Niedersachse erst, als er selbst wieder in innige Berührung mit der unverbundenen Natur seiner Heimatlandschaft kam. Erst in der Wandsbeker Zeit erwachte der Idyllendichter, der dann in den Eutiner Jahren sein Bestes und Bleibendes bot. Er gab es in der Idylle, weil er hier aus eigenem, sicherem Besitz seines Inneren schuf. Daher auch der Fortschritt, den seine Idyllen denen seiner Vorgänger, der Ux und Gekner und wie sie alle heißen mögen, gegenüber bedeuten. Führt die bisherige Idylle in eine erdachte Landschaft ohne irgendeine besondere örtliche Färbung, in der ganz allgemein von Baum und Strauch,

von Quell und Fluß, von Mond und Sternen die Rede war, in der ein Volk von Schäfern, wie es niemals und nirgendwo gelebt, sein Dasein verfang und vertändelte, so steht Voß' Idylle fest und sicher in seiner niedersächsischen Heimat, sind ihre Gestalten Bauern, wie er sie jeden Tag bei ihrer Arbeit beobachtet, Gutsleute und Kantoren, Lehrer und Pastoren, wie sie ihn das niedersächsische Leben kennen gelehrt. Mit kleinmalender Realistik zeichnet Voß dabei Land und Leute. Zeichnet sie so deutlich, daß einst Goethe in seiner Besprechung der Werke von Voß an Hand der Schilderungen, die die Idyllen enthalten, ein Bild der niedersächsischen Landschaft zu allen Jahreszeiten mit allen möglichen Einzelheiten entwerfen konnte, daß sich uns heute eine deutliche Vorstellung der mannigfachen Geschäfte, der verschiedenartigen Arbeiten und häuslichen Verrichtungen der Bewohner von Dorf und Gutshof, Kantorstube und Pfarrhaus ergibt, wir ihr Leid und ihre Freud, ihren Alltag und ihren Festtag miterleben. Vollenbet zeigt sich Voß als der trotz allem Realismus poetische Verkünder der bürgerlichen Behaglichkeit, mit der ihn seine Ernestine umgeben haben mag, in seinem ganz aus Leben und Erleben geschöpften, in echte Stimmung getauchten „Siebzigsten Geburtstag“, während seine Fähigkeit, die Reize der holsteinischen Landschaft mit ihren Seen, Hügeln und Wäldern erstehen zu lassen, am schönsten in einzelnen Teilen seiner „Luise“ zum Ausdruck kommt. Ein Vorzug dieser Idyllen von Voß ist auch die Behandlung der Sprache, die knapp, treffend und kernig ist, vollständig der Ausdrucksweise sich nähert, Mundartliches nicht meidet, ja eingemalgelt, wie in „De Winterabend“ und „De Geldhapers“, sich überhaupt der „Sassensprache“ bedient. Ein Dichter ist hier an der Arbeit.

Dichter und Gelehrter vereint schufen in Voß das Werk, das ihn am bekanntesten gemacht und seinem Namen in erster Linie Dauer verliehen hat: seine Homer-Übersetzung, den klassischen deutschen Homer! Denn so darf man diese Übertragung, zum wenigsten die der „Odyssee“ nennen. Ist es doch unbestreitbare und unbestrittene Tatsache, daß es der Übersetzung der Epen von dem Kampfe um Troja und von Odysseus, dem vielgewanderten Manne, durch Johann Heinrich Voß, den Rektor der Otterndorfer Lateinschule, zu danken ist, daß Homers Epen bei uns so vollständig geworden sind. Tatsache, daß die homerischen Verse uns nur in der eigentümlichen, wenn auch nicht immer einwandfreien Sprache, dem kernigen Niedersachsen-Deutsch von Voß geläufig und vertraut sind, daß die geflügelten Worte aus Homers Epen, die im Munde der Gebildeten leben, Worte von Voß sind! Durch eingehende Kenntnis altgriechischer Verhältnisse und Zustände befähigt, aus klarer Anschauung zu schöpfen, durch sein sprachliches Wissen zu vollem Verständnis geführt, durch seine Gewissenhaftigkeit und sein tief ausgeprägtes Verantwortlichkeitsgefühl zu peinlicher und vor keiner Anstrengung zurückweichender Genauigkeit getrieben, durch seine Sprachfertigkeit in der Lage, den treffenden und bildhaften, dabei schlichten und treuerzigen Ausdruck zu finden, durch sein eignes, inneres Wesen von besonders seinem Empfinden für die Grundstimmung der griechischen Epen beseelt, hat der Niedersachse den Werken des Griechen die klassische deutsche Gestalt gegeben. Hat ein Kritiker der Voßschen Übersetzung auch recht, wenn er sagt, daß „oft zu schwer Joniens flüssige Weise ihm von niederdeutscher Lippe quoll“, so schmälert das sein Verdienst nicht. Es weht, nach Schillers Worten, „ein so herzlicher Geist in dieser Sprache, daß man den Ausdruck des Übersetzers für kein Original, wäre es noch so schön, mißsen möchte“.

Was Voß, der Philolog, Poet und aufrechte Mann, an Dichtungen und Übersetzungen, an wissenschaftlichen Arbeiten und an Streitschriften noch veröffentlicht hat, tritt vor den beiden Hauptdenkmälern seines Schaffens, den Idyllen und der Homer-Übersetzung, zurück. Sie haben ihm die Anerkennung der Besten seiner Zeit eingetragen; durch sie lebt er noch heute, dem Worte Schillers wieder einmal recht gebend:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten“!

Anm. Durch Johann Heinrich Voß' Sohn Abraham, der Professor am Gymnasium zu Kreuznach war und später nach Düsseldorf übersiedelte, sind Voß' Nachkommen an den Niederrhein gekommen. Die Gründer bzw. Inhaber der L. Voßschen Hofbuchdruckerei in Düsseldorf stammen von dem Sohne des Dichters ab.

Alfred Rethel: ein Maler deutscher Herrlichkeit

Von Otto Conrad in Charlottenburg.

Alfred Rethel ist ein Maler von überragender Größe, der uns gerade jetzt besonders nahe tritt, wo wir uns mehr denn je auf deutschen Wesen besinnen. Er gehört nämlich zu denjenigen Künstlern, denen es gegeben war, in der Vergangenheit wie in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen und diese Erkenntnis für die Gegenwart und Zukunft wertvoll zu machen. Alfred Rethel ist ein echtdeutscher Maler, insofern seine Stoffe meistens die deutsche Geschichte behandeln. Deutsch ist auch die Tiefe seines Gemütes und seiner Gedankenwelt. Seine Lehrmeister waren Dürer und Holbein. Das Herbe, was in seinen Werken liegt, hat er mit Dürer, und das Grausige, wie es sich in seinem Totentanz ausdrückt, hat er mit Holbein gemeinsam. Seine Art Linienführung kommt Dürer sehr nahe. So kann man sagen, daß von allen Künstlern, die sich den Meister Dürer zum Vorbild genommen haben, keiner dem großen Nürnberger so nahe gekommen ist wie der Düsseldorfer Rethel.

Alfred Rethel ist am 15. Mai 1816 auf Haus Diepenbend bei Aachen geboren. Er war ein zarter, aber hervorragend begabter Knabe. Das Unglück seiner Eltern blieb nicht ohne Einfluß auf seine innere Entwicklung. Die Mutter hatte als junges Mädchen die furchtbaren Schrecken der Franzosenzeit durchmachen müssen, und der Vater hatte im Jahre 1813 seine Fabrik durch einen Wirbelsturm verloren. Der Wohlstand der Familie war für immer vernichtet. Nach dem Tode des Vaters mußte der junge Alfred die Mutter ernähren. Er hatte sich zu einem Wunderkind entwickelt. Schon mit 16 Jahren verkaufte er ein Ölbild, den „Heiligen Bonifazius“ an den Rheinischen Kunstverein. Der Gegenstand hat ihn dann weiter beschäftigt; wir haben von ihm die Ölgemälde „Die Predigt des heiligen Bonifazius“ und „Bonifazius läßt eine Kirche erbauen“.

Die malerische Ausbildung empfing Rethel in Düsseldorf auf der Kunstakademie. Hier verlebte er eine heitere Jugend. Er war ein schöner Jüngling mit guten Umgangsformen, und dem Reiz seiner Persönlichkeit konnte sich niemand entziehen. Er war auch ein glänzender Erzähler und ein guter Musiker. Mit seinen Freunden schwärmte er am Rhein, „dem heiligen Strom der Deutschen“, und träumte am Loreleielsen.

Wie kein anderer Maler versteht es Rethel, die große Zeit des deutschen Mittelalters darzustellen. Mit welcher Liebe vertieft er sich in Art und Wesen der deutschen Kaiser, und mit welcher Kraft und Lebendigkeit versteht er sie uns vor Augen zu führen! Die alles überragende Gestalt Karls des Großen nahm seine Gedanken gefangen. Rethel war es — allerdings erst nach langem Warten und bitteren Enttäuschungen — vergönnt, in seiner Vaterstadt Aachen, im alten Festsaal der deutschen Kaiser, die Geschichte Karls in einem echt geschichtlichen und monumentalen Stil darstellen zu können. Diese Freskogemälde gehören zu dem Großartigsten, was in dieser Art geschaffen worden ist. Die Reihe der Gemälde beginnt mit jenem Vorgang, der den jungen Kaiser Otto zeigt, wie er sich die Gruft Karls des Großen öffnen läßt und selbst hinabsteigt, um seinem gewaltigsten Vorgänger auf dem Kaiserthron seine Verehrung zu bezeugen. Wundervoll hat es Rethel verstanden, das Schauerliche und Unheimliche des Grabesbesuchs zu schildern. Auf Leitern steigen die Männer hinab in die erbrochene Gruft, voran Otto, hinter ihm die andern, von Schauer und Schrecken erfüllt. Fadelschein irrt über die Wände. Erschüttert sinkt Kaiser Otto in die Knie, als er den großen, jagenhaften Reden erblickt, der groß, starr, beinahe anklagend und verdammend auf den frechen Eindringling herabblickt. Ein großartiges Bild der Majestät des Todes! Ein Schleier bedeckt des Kaisers Antlitz. Lang wallt der Bart, die Hände halten Zepher und Reichsapfel über dem aufgeschlagenen Buch. Als zweites Bild folgt der Sturz der Urminfäule. Der fraßenhafte Kolos ist an der Erde zerschmettert; Krieger schleifen das flammenumstrahlte Haupt an Stricken fort. Der Mittelpunkt des Bildes ist wieder Karl, der das Banner des Reiches in seiner Linken hält und mit der Rechten die bestürzt sich vor ihm beugenden Sachsen auf das Bildnis des gefallenen Göhen hinweist. Eine prächtige Nebenwirkung übt der deutsche Tannenwald im Hintergrund aus. — Neben den geschichtlichen Aufgaben hat Rethel auch biblische Stoffe behandelt. Im Städtischen Museum zu Leipzig befindet sich ein großes Ölgemälde: „Die Heilung des Lahmen durch Petrus und Johannes“. Raffael hat denselben Stoff in den Sixtinischen Teppichen behandelt. An Zeichnungen haben wir von Rethel an biblischen Stoffen: „Hob und seine Freunde“, „Moses zertrüm-

mert die Gesekestafeln“, „Davids Salbung“ u. a. — Die höchste Stufe künstlerischen Schaffens erreichte Rethel mit seinen Holzschnitten. Zwei Gruppen zeigen hier seine Bedeutung: der „Hannibalszug“ und der „Totentanz“. Das Grauen des Todes liegt über beiden Schöpfungen. Rethels dichterische Begabung tritt in diesen Holzschnitten glänzend zutage. Im „Hannibalszug“ führt uns das erste einleitende Bild mitten hinein in die Gletscherlandschaft. Schneeschmelze ist eingetreten. Gebirgsbewohner sehen wir vor uns. Sie betrachten staunend allerhand nie Gesehene Dinge, die aus dem schmelzenden Eis zum Vorschein kommen: ungeheure Knochen, Elefantenschädel, mächtige Sturmböcke mit Widdertopf. Da ist auch ein alter Hirte im Wolfspelz. Der nimmt jetzt das Wort und erzählt den andern vom Hannibalszug. — Nach diesem Prolog zeigt das erste Blatt

den herannahenden Zug der Afrikaner. Es beginnt der furchtbare Kampf mit den Schrednissen des Gebirges und des Eises, den beinahe unüberwindlichen Mächten. Das Trauerspiel schreitet auf dem zweiten Bilde fort. Der Heereszug schleicht mühsam durch die Eisfelder. Mit Mühe bewegen sich die Elefanten. In Tücher gehüllt, vor Frost bebend, tasten sich die gepanzerten Männer vorwärts. Im Vordergrund kauern ein paar Nubier, von der Kälte überwältigt, dem Erfrieren in der Einöde erbarmungslos preisgegeben. Das ganze Elend des Schredensweges zeigt uns das fünfte Bild: eine Eisbrücke ist eingestürzt, Tiere und Menschen sind ins Tal geschleudert. Zerschmettert liegen übereinander ein Elefant, ein Pferd, ein Krieger. Dieses einsame Tal des Todes wirkt in höchstem Maße ergreifend. Den versöhnenden Abschluß des Ganzen gibt dann das letzte Bild: „Hannibal zeigt seinen Karthagern Italien“.

Es ist bereits deutlich geworden, daß Rethels Stärke nicht in der Darstellung des Zuständlichen, sondern des Geschehenden liegt. Das zeigt der Hannibalszug ganz klar. Außerdem besitzt Rethel eine ungewöhnliche Kraft, gerade solche Handlungen wiederzugeben, die uns mit Grausen und Entsetzen erfüllen. Auch er hätte sich wie Böcklin mit dem geigenden Tod malen können. Ein furchtbarer Trübsinn klingt aus seinen

Werken. Im Jahre 1848 entwarf er eine Gruppe von Bildern mit dem Titel „Ein Totentanz aus dem Jahre 1848“ eine Darstellung, die die Schrecken der Revolution zum Gegenstande hat. Dieser Totentanz ist Rethels höchste Leistung. Mit genialer Hand zeichnete er die sechs Entwürfe in schneller Folge auf den Holzstock. Der bekannte Kupferstecher und Holzschnitzer Bürtner hat sie geschnitten, und der Freund Robert Reinick hat sie dann mit Versen versehen. Wie wundervoll ist das erste Bild, auf dem der Tod auf die im Morgengrauen friedlich daliegende Stadt zureitet. Hier ist alles wahrhaft groß und doch einfach entworfen. Die Stadt ist nur mit ein paar Strichen gezeichnet. Man sieht die festen Mauern und die hochragenden Türme des Doms. Der Tod ist ein Reiter auf schwerem Gaul. Er trägt einen Demokratenhut mit Rotarbe und Feder auf dem Schädel; Senfe und Wage sind seine Zeichen. Vor dem grausigen Reiter fliehen die Landleute erschreckt davon. Wir finden dann den Tod in der Stadt, die von den stolzen Worten „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ berauscht ist. Weiter sehen wir den Barrikadentkampf, der zwischen den Truppen und den Revolutionsmännern ausgefochten wird. Der zuletzt den Sieg feiert, ist der Tod. Wie ein siegreicher Feldherr sieht er aus; der Lorbeerkranz schmückt seinen kahlen Schädel.

Ein Zug des Todes und des Grauens geht durch die Werke Alfred Rethels. Es ist beinahe, als ob er sein eigenes gräßliches Schicksal geahnt hätte. 1851 hatte sich der Künstler glücklich verheiratet, aber schon 1852 zeigten sich Spuren ernstlicher Geistesstörung. In völliger Annachtung des Geistes lebt er noch einige Jahre als hilfloser Kranker, bis ihn am 1. Dezember 1859 der Tod ereilt. Der Tod war für ihn der Erlöser, der Freund, wie er ihn so schön auf einer Tuschezeichnung dargestellt hat.

Was Alfred Rethels Charakter auszeichnet, das ist das hochsinnige Streben und die Wahrhaftigkeit seiner Gesinnung. Gewiß ist er trübsinnig, doch das ist jeder, der in die Tiefen des Lebens hineinblickt. Er war das, was man eine weiche Natur nennt; er war reizbar und nervös. Die Gleichgültigkeit der Aachener Bevölkerung und die Geringschätzung der Düsseldorfer Künstlerschaft haben ihn schwer verletzt. An Alfred Rethel hat das deutsche Volk noch viel gutzumachen. Ihm gegenüber gilt die Mahnung: Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister!

Sternentrift

Es zieht die Erde ihre Kreise,
Die sich der Sonne Kraft erzwingt,
Um die in nimmermüder Reise
Sie durch den Weltentraum sich schwingt;
Die ihr als Ruhepol gependet,
Der durch des Raumes tiefe Nacht
Sein tröstend Licht herniederfendet
In Tag für Tag erneuter Pracht. —

Doch Sonnenball und Erde müssen,
Des Höchsten Willen untertan,
In gleicher Weise fortgerissen,
Vollenden aller Sterne Bahn,
Die Er nur kennt, der alles Tote
Und Lebende geschaffen hat
Und seine regelnden Gebote,
In urgewalt'ger Schöpfungstat.

Hermann Waechter.

Schamanenzauber

Von Vilhjalmur Stefansson. Aus: V. Stefansson, „Das Geheimnis der Eskimos. Vier Jahre im nördlichen Kanada“*)

Jeder Mann hat hier einen kräftigen Bogen und Pfeile mit Kupferspitzen. Da es mich reizte, ihre Kunstfertigkeit im Schießen zu sehen, bat ich sie, mir zu zeigen, wie man Rentiere erlegt. Dafür wollte ich dann eine Vorstellung mit meinen Waffen geben. Als Ziel diente ein ungefähr kopfgroßer Schneekloß, den man auf dreißig bis fünfundsiebzig Schritt mit Sicherheit traf. Die größte Flugweite der Pfeile betrug etwas über hundert Schritt. Als übliche Annäherung an ein Rentier zeigte man mir eine Strecke zwischen fünfundsiebzig und fünfundsiebzig Schritten. Dann steckte ich ein Holz in den Schnee und feuerte auf zweihundert Schritt. Keiner der Umstehenden ahnte, was kommen werde. Beim Knall krochen die Frauen und Kinder Hals über Kopf in die Häuser, während die Männer erschrocken zurücksprangen. Ich bat sie, mit zum Stod zu kommen, den ich aber gefehlt hatte, was sie sehr zu beruhigen schien. Als ich nochmals schießen wollte, baten sie mich, davon abzusehen, weil ich alle Sechunde versagen würde.

Es schien mir aber notwendig zu sein, mein Versprechen einzulösen und das Ziel auf zweihundert Schritt zu treffen. Wegen der Sechunde brauchten sie keine Angst zu haben. Beim zweitenmal durchbohrte ich das Holz, aber der Knall schien weit mehr Eindruck zu machen als das kleine Kugelloch. Sie wunderten sich überhaupt nicht, denn Heerei ist ja kein Kunststück. Als ich ihnen sagte, daß ich Eisbären auf vierhundert Schritt zu töten vermöchte, fragten sie, ob mein Gewehr Rentiere jenseits der Berge trafe. Der Zauberer eines benachbarten Stammes besaß einen Wunderbogen, mit dem er auf Rentiere jenseits beliebiger hoher Berge schöffe. Kurz, meine Büchse machte wenig Eindruck.

Heute begreife ich ihren Gedankengang. Angenommen, man zeigt dem Eskimo einen Bogen, der 50 Meter weiter schießt als die besten Bogen, die er kennt. Dann wird er sich endlos wundern und bis zu seinem Tod davon erzählen, weil es sich um die fabelhafte Vervollkommenheit einer Sache handelt, die er versteht. Das Schießgewehr ist ihm technisch unverständlich und darum ohne weiteres ein selbstverständliches Wunder. Die Wunder unserer Wissenschaft und die Fabelwesen unserer Sagen verblasen gegen die Dinge, die auf Geheiß der Schamanen (Zauberpriester) tagtäglich in der Umwelt der Eskimos vor sich gehen.

Als ich ihnen später einmal durch den Feldstecher Rentiere zeigte, die mit dem bloßen Auge unsichtbar waren, würdigten sie diesen Jagdbefehl sehr, baten mich aber gleich darauf, die Stellen zu ermitteln, wo das Wild morgen vorbeikommt, damit man sich auf die Lauer legen könne. Als ich mich für unfähig erklärte, in die Zukunft zu blicken, sank ihre Hochachtung vor meinen Geräten ganz beträchtlich, denn ihre Zauberpriester sahen auch das Kommende voraus.

Ich berichtete ihnen auch von der Geschicklichkeit unserer Wundärzte, die den Menschen einschläfern, ein Stück Darm herausnehmen und das Loch wieder zunähen, so daß nur eine kleine Narbe bleibt. Aber wieder übertrumpften sie mich. Ein Freund meines Gewährsmanns litt andauernd an Rückenschmerzen. Der Schamane setzte ihm während des Schlafes eine neue Wirbelsäule ein, und zwar so geschickt, daß man nachher keine Spur davon sah. Einem andern wurde das Herz ausge-

wechselt. Keiner von uns hatte diesen Operationen selber beigewohnt, aber sie waren allgemein anerkannte Tatsachen der Wissenschaft. Die hiesigen Medizinemänner leisteten also weit mehr, denn ich mußte bekennen, daß wir es noch nicht zum Ersatz von Herzen und Wirbelsäulen gebracht hatten.

Gegen Mittag des ersten Tages fragte mich jemand, wie man bei uns die Ankunft von Gästen feiere. Ich antwortete, daß das Dorf gewöhnlich einen großen Tanz veranstaltete. Nun, das war ja genau so wie bei ihnen. Man werde heute noch ein Tanzhaus bauen, so groß, wie wenn zwei Stämme zum Tauschmarkt zusammenkommen; man werde uns vorantzen und vielleicht erwiesen wir ihnen die gleiche Ehre. Raum war dieser Entschluß ruchbar geworden, als auch schon ein halb Duzend junger Männer ihre Schneeanzüge und Ziegelmesser holten. Am Spätnachmittag war das Haus fertig, ein 3 Meter hoher Kuppelbau, in dem vierzig Leute stehen konnten. In der Mitte blieb ein fünf Fuß breiter Raum für die Tänzer.

Während der letzten Jahre hatte der Stamm schwere Zeiten durchgemacht und selten getanzt. Die Vorfahren waren fleißige Tänzer gewesen und hatten viele Trommeln besessen. Jetzt war nur noch eine Trommel da. Die Sonne schien warm, und jemand holte die Trommel, zu der ein junges Mädchen Lieder sang. Sie spielte und sang anders als die westlichen Eskimos. Einige Lieder gefielen mir sehr gut und erinnerten mich an nordische Bardengesänge. Das Mädchen war für eine Eskimo recht hellhaarig zu nennen und hatte schlanke Finger, wie man sie sonst nur beim alaskischen Halbblut sieht. Hier fielen mir plötzlich die verschollenen skandinavischen Grönlandfahrer ein, auf die ich noch zurückkomme.

Der Tanz begann sofort nach der Fertigstellung des Hauses und dauerte bis zum Abend. Trotz allgemeiner Ähnlichkeit deckte sich keiner der Tänze mit denen der Alaskas- oder Mackenzie-Eskimos. Die Tänzer zeigten starke persönliche Abweichungen, zumal die, deren Vorfahren aus dem Westen stammten. Bei einigen Tänzen bewegt man nur den Oberkörper und die Arme, ohne die Füße zu verschieben. Manche sangen, sprachen oder juchzten, andere schwiegen. Aber immer ließen die Umstehenden den zum entsprechenden Tanz gehörigen Gesang erschallen, soweit sie ihn kannten. Mancher wußte einen Tanz, den er nicht zeigen konnte, weil keiner der Anwesenden das betreffende Lied kannte.

*) Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Brockhaus sind wir in der Lage, unsern Lesern heute eine Textprobe eines neuen Eisbüches zu geben. Es ist das neueste Werk von Vilhjalmur Stefansson, betitelt: Das Geheimnis der Eskimos, vier Jahre im nördlichen Kanada (Leinen N. 16.-) und voller Abenteuer mit Indianern und Eskimos. Stefansson ist einer der wenigen Forscher, die die Sprache der Eskimos verstehen; er ist ihr Freund, so daß er ihre Art und den Einfluß der Zivilisation auf sie wirklich beurteilen kann. Hier berichtet er in lebendiger Erzählung von seiner ersten längeren Expedition nach dem Norden, auf der er bewies, daß man auf solchen Reisen ohne jeden Proviant einzig und allein vom Lande leben kann. Auf dieser Expedition machte er die berühmte Entdeckung der blonden Eskimos, eines Stammes, der noch heute im Zeitalter der Steinzeit zu leben scheint.

Ein Werk, das so recht ein prächtiges Vorbild für unsere heranwachsende Jugend ist, wie Naturesmut und Selbstvertrauen noch immer zum Erfolg führen. Es sei daher für Geschenke besonders empfohlen.

Die Schlange

Ein Reiseerlebnis

Es war an einem heißen Julitage vor ungefähr fünfzehn Jahren, als ich mit dem Nachtzuge von Köln nach München reiste. — Um meinem Neffen, der ein Terrarium besaß, eine Freude zu bereiten, hatte ich eine schöne ungarische Vierstreifennatter gekauft, welche ich ihm mitbringen wollte. Ich tat das ganz harmlose Geschöpf in einen Pappkarton, den ich kreuzweise umschnürte, und stellte denselben auf das Klappstischchen meines Fensterplazes. Die Hitze im Abteil war drückend und ich hob mehrfach die eine Ecke des Kartonedels in die Höhe, um die Schlange zur ihrer Erfrischung mit Wasser zu besprengen.

In Frankfurt a. M. stiegen die beiden Damen aus, welche mir gegenüber ihre Plätze innegehabt hatten, und ich gab mich schon der Hoffnung hin, allein in meinem Abteil zu bleiben, als kurz vor Abgang des Zuges ein älterer, wohlbeleibter Herr erschien, dem man es sofort anmerkte, daß er dem Alkohol fleißig zugesprochen hatte, und den Platz mir gegenüber einnahm.

Er wollte eine Unterhaltung mit mir anknüpfen, die ich kurz abwies, worauf er sich resigniert schlafen legte.

Nachdem eine Weile vergangen war und ich mich ebenfalls hingelegt hatte, erhob er sich plötzlich, trat an mich heran, glökte mich mit feuchtföhllichen Augen an und ergriff meine Hand.

Ich sprang schnell auf, erfaßte in fliegender Hast meine Handtasche und mein Kopfstück und stürmte, ohne ihn eines Wortes zu würdigen, aus dem Abteil. Glücklicherweise fand ich noch einen Schlafplatz,

jedoch die aufgeregten Nerven ließen mir keine Ruhe. Bevor wir uns München näherten, erhob ich mich, um nach meinem in der Eile zurückgelassenen Gepäck zu sehen. Alles befand sich an seinem Platz, jedoch der unangenehme Herr war verschwunden. Ich sah nach meiner Schlange, hob die Ecke des Kartons in die Höhe — sie war entschlüpft! Vergeblich suchte ich überall nach ihr unter den Sitzen, sie war nirgends zu finden. — Da erschien der Schaffner. „Lieber Herr Schaffner,“ wandte ich mich an ihn, „haben Sie vielleicht eine Schlange gesehen, sie befand sich in der Pappschachtel auf dem Fensterstischchen und ist nun nicht mehr darinnen, sie muß hinausgetroffen sein!“

Da lacht er laut auf und erzählte: „Vor vielleicht drei Stunden stürzte der Herr, welcher hier saß, halbbekleidet auf den Gang und rief sehr aufgeregt: Schaffner, sind wir in Deutschland oder in Indien? Hier kriechen Schlangen umher! Eine ganz große, lange Bestie kroch über den Tisch auf mich zu, um mich in den Kopf zu stechen! Schlagen Sie die Schlangen tot, oder geben Sie mir einen Platz, wo ich sicher vor ihnen bin — das ist ja hier ein lebensgefährlicher Aufenthalt! — Ich versuchte ihn zu beruhigen, da man es ihm doch gleich anmerkte, daß er einen süßen hatte, aber er ließ es sich nicht ausreden und blieb dabei, daß eine Schlange ihn stechen wollte. Ich mußte ihm schließlich einen anderen Platz besorgen.“

Unser gemeinames Suchen war erfolglos, die Rächerin meiner gestörten Nachtruhe blieb verschwunden. — A. R.

Das Medium

Der lustige Friß Lindner war ein gern gesehener Gast bei seinem Onkel Engelhard, der unweit der Kreisstadt das Gut Schönweide besaß. Frau Engelhard hatte, wie in jedem Jahr, ihre älteste Schwester, welche in einem Stift untergebracht war, für die Sommerferien zu sich aufgefordert. Fräulein Leonie, eine richtige alte Jungfer, die sogar im Stift wegen ihrer übertriebenen Prüderie und Schamhaftigkeit genedt und belächelt wurde, errötete bei der leisesten Vermutung irgendeiner Pikanterie, und Friß, der sich manchmal so ungeniert betrug, als ob die zartbesaitete Tante gar nicht anwesend wäre, brachte sie häufig durch seine etwas gewagten Witze und Wortspiele in die peinlichste Verlegenheit. Eines Abends hatten sich Gäste aus der Nachbarschaft eingefunden, und die Unterhaltung bewegte sich auf okkultem Gebiet. — Fräulein Leonie, welche begeisterte Spiritistin war, für Medien und alles aus der vierten Dimension schwärmte, folgte gespannt den geheimnisvollen und rätselhaften Erlebnissen, von denen berichtet wurde.

Einem tollen Einfall nachgebend, rief plötzlich Friß:

„Liebe Tante Leonie, glaubst du es mir, ich kann vollkommen verschwinden! Ich werde auf einem Tisch dicht vor dir stehen, und du wirst mich nicht sehen; ich bin das größte Medium des Jahrhunderts!“

„Mein Frißchen, das glaube ich dir nicht, obgleich du allerlei unglaubliche Dinge ausführst, das wird dir aber doch nicht gelingen!“

„Willst du eine Wette mit mir eingehen, Tantenchen? — Was bekomme ich, wenn ich sie gewinne? Jedoch du mußt mir fest versprechen, ganz allein in das Zimmer zu gehen, währenddem ich mich unsichtbar mache.“

„Wenn Friß die Wette gewinnt,“ rief Vetter Willi, „bekommt er

von dir, Tantenchen, eine Flasche Benediktiner, und wenn er verliert — „Kriegt Tante Leonie einen Kuß von mir,“ ergänzte Friß.

Von allen Anwesenden bestürmt, fügte sich das alte Fräulein schließlich resigniert. „Gut, Frißchen, die Wette gilt, doch den Kuß schenke ich dir!“ „Erlaubt, daß ich mich in Willis Zimmer zurückziehe; sobald mir der Zauber gelungen ist, rufe ich nach Tante Leonie.“

Es waren vielleicht zehn Minuten vergangen, da ertönte auch schon seine Stimme:

„Bitte, Tantenchen, ich bin bereit, nun kannst du zu mir hineinkommen!“

Die alte Jungfer nähert sich zögernd, ermutigt von den anderen, der Tür, klinkt auf, geht hinein und hört einen lauten Schreiesruf aus: vor ihr auf dem Tisch stand Friß — nur bekleidet mit einer Badehohe!

Puterrot und mühsam beherrscht, lehrte Tante Leonie zu dem erwartungsvoll gespannten Kreise zurück. Nachdem sie sich von ihrem Schreck erholt und man ihr ein Glas Zuckerswasser gebracht hatte, erklärte sie sehr bestimmt: „Ich habe die Wette verloren und Friß nicht gesehen; er hatte sich wirklich vollkommen unsichtbar gemacht!“

Alles fand Frißens neuesten Trick einfach fabelhaft. Das grenzte schon ans Wunderbare. Man bestürmte ihn mit Bitten um Aufklärung dieses geheimnisvollen Kunststückes. Doch er hüllte sich in beharrliches Schweigen. Die mediale Veranlagung des „tollen Friß“ wurde viel besprochen und bildete ein interessantes Gesprächsthema. Als es Herbst wurde und die alte Jungfer in ihr Fräuleinstift zurückgekehrt war, erzählte Friß den jubelnden Schönweideschen, warum Tante Leonie die Wette verloren hatte.

A. R.

Paul Gerhardt starb am 27. Mai 1676 in Lübben. Wahrscheinlich war er am 12. März 1607 in Gräfenhainichen geboren, und es geziemt sich, diesem unserer besten geistlichen Liederdichter einige Worte zu widmen. Seit 1657 war er als Prediger in Berlin angestellt, wurde aber 1666 abgesetzt, weil er dem Toleranzedikt des Großen Kurfürsten widerstrebte. Als dann wurde er Archidiaconus in Lübben, wo er am 27. Mai 1676 starb. Seine innigen Lieder, die wie kaum etwas anderes das deutsche Gemüt widerspiegeln — „Nun ruhen alle Wälder“, „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Befiehl du deine Wege“ und andere — sind unvergängliche Edelsteine unserer vaterländischen Dichtung.

Der Kunstwurm. Unser Mitarbeiter, der auch zu dem berühmten Maler Menzel für Schorers Familienblatt engere Beziehungen unterhielt, macht uns folgende Mitteilung:

Ältere Düsseldorfser entsinnen sich vielleicht noch eines altährwürdigen Malers Lewes, der Landschaften fragwürdiger Art verbrach und als Engländer mit der deutschen Sprache auf drolligstem Kriegsfuß lebte. Einst wollte er mir sein Entzücken über die Frühlingspracht des Hofgartens dartun, da entfloß es seinen Lippen: „O wie schön sein der Natur, die Baumbelüben



W. Behne phot.

„In Luft und Sonne“

Aus dem „Satrap“, Blätter für Freunde der Lichtbildkunst

und sind voll Blättern.“

Dieser Mister Lewes hatte es übernommen, der Londoner Kristall-Palast-Ausstellung deutsche Gemälde zuzuführen. Zu dieser Vermittlung erbat er von mir die Abfassung eines an die Künstler zu sendenden Aufforderungs-Zirkulares. Ich setzte ihm dies auf, und als es geschehen, bat er mich noch, ihm eine Liste der namhaftesten deutschen Maler zu geben. Auch dies geschah. Ich fing mit Andreas Achenbach an und endete mit Zimmermann. In diese Liste fügte ich auch den Namen des weimarischen Malers Graf von Gleichen-Rufwurm ein, des Abkömmlings Friedrich Schillers. Lewes versandte nun mit Hilfe meiner Liste eigenhändig diese Zirkulare. Nach einer Woche kam ich wieder zu ihm, da eröffnete er mir folgendes: „Hier sein gekommen einer Brief aus Weimar, was will die Mann, ich nicht verstehen.“ Ich schaue nach und traue meinen Augen nicht. Mr. Lewes hatte adressiert: Herrn Graf von Gleichen, Kunstwurm. Otto Kirmse.

Unser im Märzheft erschienen Bild Friedrich der Große von Adolf v. Menzel ist einem Holzschnitt nachgebildet, der vor 40 Jahren in einer Sammelmappe erschien, die von der bekannten Kunst- und Verlagsbuchhandlung R. Wagner in Berlin W 9, Potsdamer Str. 20a, damals auf den

Markt gebracht wurde. Die Mappe enthielt eine ganze Anzahl der inzwischen weltbekannt gewordenen Bildnisse der Heerführer des Alten Fritz, wie Zieten, Seydlitz, Schwerin usw., in deren Darstellung Menzel bekanntlich ein unübertroffener Meister war. In der Wagner'schen Reproduktion spiegelt sich die Art und der Geist des Künstlers in vollendeter Form wider, und so fand denn auch diese Sammelmappe, zuerst auf der Berliner Kunstausstellung, ungeteilten und wohlberechtigten Beifall. Es gibt wohl wenig Nachbildungen von Kunstwerken, die sich einer derartig andauernden Beliebtheit erfreuen.

Das Apollotheater in Düsseldorf hat auch im abgelaufenen Monat seinen Ruf bewahrt und tatsächlich das Beste geboten, was auf dem Gebiet der heiteren Muse zu sehen und zu hören ist. Wenn in den kommenden Monaten die Völkerscharen Düsseldorf zum Besuch der Gesolei überströmen werden, dann wird auch sicherlich ein großer Teil von ihnen im Apollotheater die erwünschte Abwechslung in des Lebens Einerlei finden. Des beschränkten Raumes wegen können wir auf die Einzelheiten des vorzüglichen Aprilprogramms nicht eingehen, aber die bisherigen Leistungen lassen auch für die Folge das Beste erwarten.

Unser Titelbild zeigt die sog. „Danziger Diele“, deren Darstellung gerade jetzt besondere Aufmerksamkeit beanspruchen dürfte. Es ist dem im Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin erschienenen Werk „Deutschland“ von Kurt Hilscher entnommen, wozu Gerhart Hauptmann ein Geleitwort verfaßt hat.

Unser Bild des verstorbenen Großindustriellen August Thyssen ist nach einem Gemälde des Franz Josef Klemm in Düsseldorf von Jul. Söhn photographiert.

Die Gesolei vor der Vollendung. Am 17. April hatte die Verwaltung der Gesolei die Vertreter der Presse von nah und fern zu einer

Besichtigung eingeladen, die bei den 200 Männern und Frauen der Feder, die sich auch aus dem Ausland eingefunden hatten, einen gewaltigen Eindruck hinterlassen hat. Die sachgemäße Führung begann im Planetarium, der „Halle am Rhein“, wo der Schöpfer dieses Werkes, Herr Prof. Kreis, in Worten, die zu Herzen gingen, über sein eigenes Werk berichtete. Wir müssen es bedauern, daß wir mit Rücksicht auf den Raum nicht näher auf diese schönen Worte eingehen können. Unter Führung des Herrn Direktors Lietmann gewannen die Besucher von den anderen Bauten, die teils für spätere Zwecke bestehen bleiben, teils wieder dem Abbruch verfallen werden, von der Großartigkeit, Ausdehnung und staunenswerten Gliederung des gesamten Unternehmens einen geradezu überwältigenden Eindruck. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch die Rundfahrt mit der Lisiputbahn und die Dampferfahrt entlang dem Ufer bis zur Schnellenburg.

Niemand konnte bei dieser Fülle der Eindrücke mehr an dem Erfolg der Ausstellung zweifeln, und wenn die Große Ausstellung 1902 mit Recht ein Markstein in der Geschichte Düsseldorfs genannt wurde, so wird diese Ausstellung sicherlich ebenfalls ein solcher Markstein, und dazu für das Ausstellungswesen überhaupt sein.

Bei dem anschließenden Festessen im Zoo betonte Herr Ernst Poensgen in seiner Tischrede ausdrücklich, man könne versichert sein, daß die Ausstellung am Tage der Eröffnung, am 8. Mai, auch wirklich fertig sein werde, was bekanntlich sonst bei derartigen Unternehmungen fast nie der Fall ist. Aus dem tadellosen und angenehmen Verlauf des ganzen Tages, bei dem die sichere, sachgemäße und zielbewußte Leitung des ganzen großen Unternehmens deutlich hervortrat, kann man wohl mit Zuversicht auf die Erfüllung dieses Versprechens rechnen. Wir werden alsdann auch dem Ausland wieder zeigen, was wir leisten können. Es sei nochmals betont, daß der Eindruck, den diese schöne Tagung bei allen Beteiligten ohne Ausnahme hinterlassen hat, gar nicht besser hätte sein können.

v. W.

Technische Gedenktage für Mai

- | | | | |
|-------------|--|-------------|--|
| 1. 5. 1895 | Läuft in Augsburg der erste Dieselmotor. | 17. 5. 1842 | August Thyssen, der große rheinische Industrielle, zu Eschweiler geboren. Er starb am 4. April 1926 auf seinem Schloß Landsberg bei Rettnig vor der Brücke. |
| 4. 5. 1875 | Abschluß des Welpostvertrages zu Bern mit Wirkung des Beginns am 1. 7. 1875. | 19. 5. 1861 | Karl Anton Henschel, gestorben 19. 5. 1861 in Kassel. Nachdem er als Oberbergrat aus dem Staatsdienst ausgeschieden war, erwarb er sich große Verdienste um die Einführung der Eisenbahn. Er war auch bahnbrechend für die Erfindung der Seilförderbahnen. |
| 7. 5. 1855 | Oskar v. Miller, der Begründer des Deutschen Museums in München, daselbst geboren. | 19. 5. 1855 | Johann Gottfried Dingler in Augsburg gestorben, der Begründer des „Polytechnischen Journals“, der ersten deutschen technisch-wissenschaftlichen Zeitschrift. Aus kleinen Verhältnissen emporgewachsen, erkannte er zuerst die Möglichkeiten, die sich durch Anwendung wissenschaftlicher Methoden gegenüber den bis dahin üblichen empirischen Arbeitsweisen ergaben. Er leistete Hervorragendes in der Färberei und Druckerei von Baumwollzeugen. |
| 8. 5. 1794 | Zu Paris wird Lavoisier, der berühmte und bahnbrechende Ingenieur, durch die Republik auf halbtote Anschuldigungen hin enthauptet. Als sein Verteidiger auf seine großen Verdienste als Gelehrter hinwies, sagte der Vorsitzende, ein Metzgermeister: „Wir brauchen keine Gelehrten!“ | 21. 5. 1471 | Albrecht Dürer in Nürnberg gestorben. Er war nicht nur ein großer Maler, Kupferstecher und Zeichner für den Holzschnitt, sondern hat auch als mathematisch-technischer Schriftsteller großen Nachruhm erworben. Auf allen kunsttechnischen Gebieten führte er Verbesserungen ein. Er wirkte bahnbrechend in der Proportionslehre, der Meßkunst und als Ingenieur im Festungsbauwesen. |
| 8. 5. 1890 | Karl Fischer in Berlin gestorben. Er widmete seine hervorragenden Fähigkeiten dem neu entstehenden elektrischen Bahnwesen und leitete die Arbeiten, die von Siemens & Halske in der ersten Hälfte der 80er Jahre bei Berlin, Offenbach und Wien mit dem jungen Verkehrsunternehmen unternommen wurden. | 21. 5. 1912 | Richard Curtius in Duisburg gestorben, wo er auch geboren war. Die von seinem Vater 1824 gegründete chemische Fabrik Friedrich Curtius war die erste deutsche Fabrik zur Herstellung von Schwefelsäure. Er selbst war technischer Leiter der Firma Matthes & Weber, A.-G., die 1837 als erste deutsche Sodafabrik errichtet wurde. |
| 8. 5. 1875 | Henry Bessemer, der Erfinder des Bessemerstahls, macht die Probefahrt mit einem Dampfer, dessen Salon die Schiffschwankungen nicht mitmacht. | 24. 5. 1904 | Friedrich Siemens, Glas- und Heizungstechniker, in Dresden gestorben. Außer seinen großen Verdiensten um die Glasindustrie in seinem Zusammenarbeiten mit Werner Siemens ist er bekannt durch seine Erfindung des Regenerativ-Gasofens zur Herstellung von Stahl durch Schmelzen von Roheisen und Gußeisen. |
| 9. 5. 1855 | Fritz Baare, seit 1895 Generaldirektor des Bochumer Vereins, in Bochum geboren. Er starb am 10. April 1917 in Bad Deynhausen. | 25. 5. 1877 | Erstes Patentgesetz des Deutschen Reiches. |
| 9. 5. 1837 | Adam Opel, der Begründer der Opelwerke, zu Rüsselsheim geboren. | 29. 5. 1865 | Gründung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger zu Bremen. |
| 10. 5. 1715 | J. A. Stumm, der Stammvater der Familie Stumm-Halberg, legt auf der Mühle Birkenfeld einen Eisenhammer an. Anfang der Stummschen Unternehmungen. | 31. 5. 1879 | Eröffnung der ersten elektrischen Eisenbahn von Werner Siemens in der Berliner Gewerbeausstellung am Lehrter Bahnhof. |
| 12. 5. 1803 | Justus von Liebig, der große Chemiker (Liebig's Fleischextrakt), zu Darmstadt geboren. | | |
| 12. 5. 1856 | Gründung des „Vereins Deutscher Ingenieure“ zu Alexisbad im Harz. | | |
| 14. 5. 1725 | Bergat Friedrich Anton von Heynitz, der Begründer der Bergakademie, zu Freiberg i. Sa. geboren. Er erwarb sich große Verdienste um die wirtschaftlichen Verhältnisse Schlesiens. | | |
| 15. 5. 1900 | Marconi stellt die drahtlose Verbindung zwischen dem Leuchtturm Borkum und dem Feuerturm bei Borkum-Riff (35 km) her. | | |
| 16. 5. 1832 | Philip D. Armour, der Begründer des großen Konzerns für Fleischverarbeitung und Fleischversand, in Stockbridge in Amerika geboren. | | |

August Thyssen †. Der Großindustrielle August Thyssen, Ehrenbürger der Stadt Mülheim an der Ruhr, ist am 4. April, am Oster-sonntag auf Schloß Landsberg im 85. Lebensjahre sanft entschlafen. Er war eine hinreichende Führerpersönlichkeit, auf die gehört wurde, wenn es sich um wichtige Entscheidungen in der Industrie handelte.

Mit August Thyssen ist der Senior der rheinisch-westfälischen Montanindustrie dahingegangen. Er wurde am 28. Mai 1842 in Eschweiler geboren und ist unter dürftigen Verhältnissen aufgewachsen. Ende der sechziger Jahre gründete er in Duisburg eine Eisenwarenhandlung und siedelte 1871 nach Mülheim (Ruhr) über, wo er die Firma Thyssen & Co. gründete. Hier arbeitete er sich bald zu einer angesehenen industriellen Stellung empor und legte den Grundstock zu dem gewaltigen Werk, das heute seinen Namen trägt. Dann erwarb er die Gewerkschaft Deutscher Kaiser. Mit zäher Energie und weitblickendem Geschäftsgeist begann die Firma, zu der auch sein Bruder Josef gehörte, mit der Ausnutzung des Schachts. 1890 legte Thyssen in Hamborn ein Hüttenwerk an, darunter ein Siemens-Martin-Stahlwerk. 1896 kam mit dem Bau von Hochöfen ein Thomas-Stahlwerk hinzu. Vor dem Weltkriege umfaßte das Hüttenwerk sechs Hochöfen. Im ganzen beschäftigte Thyssen vor dem Kriege 50000 Arbeiter. Die Verlehrsrichtungen des Riesenwerks umfassen u. a. ein normalspuriges Eisenbahnnetz von 200 Kilometer Schienenlänge und zwei eigene Rheinhäfen, die auf zum Teil eigenen Schienen einen Gesamtumschlag von weit über drei Millionen Tonnen vermitteln. Die Hüttenanlage Thyssens mit acht Hochöfen in Hagendingen (Lothringen) und ein eigener Hafen zur Erzabfuhr sowie ein Hüttenwerk in Caen in der Normandie gingen während des Krieges verloren.

Im Aufbau seiner Werke herrschte eine zielbewusste Logik, die nichts Überflüssiges duldete, und der Führer, der an sich selbst hohe Anforderungen stellte, verlor niemals den Überblick über seine Mitarbeiter, die er zu äußerster Tätigkeit anspornete. Fast ohne Erschütterung haben seine Werke die Inflation und Deflation überstanden, und bei der Aufnahme eines Amerikakredits wurden die vorhandenen Werke auf eine halbe Goldmilliarde geschätzt. — 1903 erwarb Thyssen das Bergschloß Landsberg, in dem er bis zuletzt lebte. Die Leitung der Firma hat heute sein ältester Sohn, der 1873 geborene Fritz Thyssen, der während des Ruhrkampfes einen Zusammenstoß mit der französischen Besatzungsbehörde hatte und in Mainz zu hoher Geldstrafe verurteilt wurde, weil er sich weigerte, dem französischen Befehl nachzukommen.

Aber weit über Deutschlands Grenzen hinaus ist sein Einfluß gegangen. Unvergessen soll ihm das Wort sein, das er kurz vor seinem 80. Geburtstag 1922 niederschrieb: „Wir hoffen auf einen Retter, der uns aus der Not helfen soll. Von außen kann und wird gewiß kein Retter kommen; wenn uns Rettung zuteil werden soll, so kann sie nur aus uns selbst kommen. Unsere Rettung kann nur in der Arbeit liegen. Wie die Arbeit den einzelnen Menschen gesund erhält, so kann auch nur sie ein Volk gesund erhalten, und anderseits auch ein Volk, das, wie das unsrige, durch den Krieg und die Nachkriegszeiten in sich krank geworden ist, nur wieder gesund machen.“

Thyssen war gläubiger Katholik und hat sich als solcher stets durch Stiftungen mancherlei Art betätigt. Überwältigend war die Teilnahme von Tausenden von Menschen aus allen Gesellschaftskreisen, die ihm bei seinem Heimgang in Rottwig vor der Brücke das letzte Geleit gaben.

Große Ausstellung Düsseldorf 1926

für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen

I.

Zur Eröffnung

Die Düsseldorfer Ausstellung des Jahres 1926 ist nicht etwa eine örtliche Düsseldorf- oder rheinische Angelegenheit, sie ist eine Angelegenheit des deutschen Volkes. Sie ist das gewaltige Dokument eines Volkes, das während der letzten zehn Jahre Schweres, fast Übermenschliches erduldet hat und nun mit Anspannung aller seiner körperlichen und sittlichen Kräfte um seine Anerkennung ringt, um sein Recht auf Leben und Wirken, um die Wiedergewinnung seiner hohen Geltung, die es ehemals in der Welt hatte, die fast gänzlich vernichtet worden ist durch ein furchtbares Schicksal.

Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen sind die großen Grundlagen, auf denen der körperliche Wiederaufbau unsers Volkes ruhen muß und damit auch der geistige. „Mens sana in corpore sano“, nur in einem gesunden Körper lebt ein gesunder Geist!

Gesundheit ist gleichbedeutend mit der Leistungsfähigkeit des einzelnen Menschen, der Volksgesamtheit und damit auch der Volkswirtschaft. Nur der Gesunde kann arbeiten, und die Arbeitskraft ist des deutschen Volkes letzte Waffe und sein einziges Kapital.

So, aus diesen Gedankengängen heraus, entstand diese Ausstellung, die sich über 400 000 qm Bodenfläche am Ufer des durch lange Jahre geknechteten und erst seit kurzem teilweise befreiten Rheinstromes dahinzieht und deren Bauten nicht weniger als 120 000 qm Bodenfläche bedecken.

Die Gesamtausstellung gliedert sich in die drei wissenschaftliche Abteilungen: Gesundheit (Ge), soziale Fürsorge (So) und Leibesübungen (Lei). In der ersten Hauptabteilung wird die Kenntnis des anatomischen Baues und der Funktionen des menschlichen Körpers dem Besucher übermittelt, in der Hauptsache durch die weltberühmte Sammlung von Präparaten, Modellen und Bildern des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden. Gewissermaßen den Mittelpunkt der ganzen Ausstellung bildet die bedeutende Hauptgruppe „Der Mensch“ mit der Sonderschau „Der durchsichtige Mensch“, an die sich zwei Sondergruppen „Die Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften“ und „Der vorgeschichtliche Mensch“ anschließen. Nun folgen in einem flardurchdachten, auch dem Laien leichtverständlichen Programm die weiteren Gruppen: Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Luft und Klima, Ernährung, der Mensch in seinen gesundheitlichen Beziehungen zu Pflanzen und Tieren, Wohnung und Siedlung (darunter Feuerwehr, Wasserversorgung, Bauwesen und Baumaterial, Straßen und Straßenbaustoffe, Gas und Elektrizität, Heizung und Lüftung, Verkehr und Verkehrsweisen usw.). Eine Sondergruppe „Die Frau“ faßt die Tätigkeit der Frau zusammen und stellt sie in ihrer Berufsarbeit in den Mittelpunkt. Weiter blättern wir in diesem überwältigenden plastischen Lehrbuch des Menschen, seines Werdens und Vergehens, seines Wesens und Wirkens und sehen alles, was mit ihm, mit seinem äußeren und inneren Leben zusammenhängt, in weiteren Gruppen, wie Kleidung und Körperpflege, Krankenver-

sorgung und Krankenbehandlung, übertragbare Krankheiten, Kolonialhygiene und Krankheiten der warmen Länder. Von großer Bedeutung ist die 11. Hauptgruppe der Abteilung „Ge“, in der unter der Mitwirkung der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene in Frankfurt a. M. und des Reichsgesundheitsamtes in Berlin in der Hauptsache die Erhaltung der Gesundheit des Arbeiters im Betrieb gezeigt wird. In der Unterabteilung „Arbeitsphysiologie“ werden in eingehender Weise im Anschluß an die Rationalisierung der körperlichen Arbeit die bisher angewandten verschiedenen Arten der Eignungsprüfung für die körperliche Arbeit gezeigt. Auch die Ermüdungsforschung wird in ihren bisherigen Erfahrungen und Erfolgen vorgeführt, und in der Abteilung Arbeitspsychologie werden die Methoden und Apparate zur Feststellung der geistigen Arbeit und Prüfungseignung ausgestellt. Daß innerhalb dieser 11. Hauptgruppe die Themen Unfallgefahr und Unfallverhütung, Gewerbekrankheiten, Frauen-, Jugend- und Heimarbeit, Arbeits- und Gewerbehygiene zur Darstellung gelangen, ist selbstverständlich. Von großem Interesse ist in der letzten Hauptgruppe der Abteilung „Ge“ die Ausstellung des Sanitätsdienstes der deutschen Armee und Marine im Weltkriege.

Ebenso eingehend und ebenso klar ist in der zweiten Hauptabteilung „Soziale Fürsorge“ der heutige Umfang der Fürsorgemaßnahmen zur Bekämpfung und Vorbeugung der Volksnot gezeigt, die sich in gesundheitlicher, geistiger und wirtschaftlicher Not offenbart. Nicht nur die soziale Hygiene, sondern auch das weite Gebiet der Erziehungs-, Bildungs- und wirtschaftlichen Fürsorge wird ausführlich erörtert. Die Hauptgruppen dieser Abteilung stellen die Grundlagen und den Aufbau der sozialen Fürsorge dar. Der „Menschenökonomie“ dient eine Sammelausstellung der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G., die in großem Stile sich um die Organisation der industriellen Menschenführung verdient gemacht hat, wobei neben der Lehrlingsausbildung die Altersfürsorge durch entsprechende Arbeitszuweisung eine hervorragende Rolle spielt.

Die dritte der wissenschaftlichen Hauptabteilungen ist den Leibesübungen gewidmet und stellt diese zunächst in Geschichte, Wissenschaft, Kunst und öffentlichem Leben dar. Daran schließt sich die Praxis der Leibesübungen an, Turnen, Leichtathletik, Schwerathletik, Faustkampf, Fechten, Ball- und Rasensport, Gymnastik, Rhythmus und Tanz, Wandern, Radsport, Bergsport, Wintersport, Reit- und Fahrsport und schließlich Wassersport. Unter den Sondergruppen ist eine sehr bedeutende, umfassende und voraussichtlich das größte Interesse der Besucher erregende Ausstellung der Wissenschaft und Praxis der Luftfahrt. Nicht ein beschränktes Teilgebiet, nicht die eng umgrenzte Tätigkeit eines Vereins wird vor Augen geführt, sondern die mannigfachen Zweige der Wissenschaft und Praxis, die das gesamte Gebiet des Flugwesens betreffen.

Am diesen Kristallisationspunkt der Ausstellung, die wissenschaftliche Abteilung, gruppiert sich nun die große Ausstellung der modernen Industrie und Wirtschaft, welche durch die Schaffung ihrer Erzeugnisse die Verwirklichung und Aufbarmachung der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse ermöglicht. Man denke nicht etwa, daß diese Ausstellung ein nüchternes, trockenes Lehrinstitut ist, das nur den Wissenschaftler interessieren und nur von ihm verstanden werden könnte, nein, hier ist alles voll Leben, alles in vollem Betrieb. Fleißige Menschenhände schaffen Werte vor den Augen der Besucher, neuartige Arbeitsmethoden, Spezialmaschinen und Apparate aller Art werden immer wieder das lebhafteste Interesse der Beschauer, Riesenmaschinen rasseln und brausen, überall in allen Hallen, auf dem ganzen weiten Gelände klingt und singt in mächtigen Melodien das Hohelied von deutscher Arbeit und Kraft! Überraschend vielgestaltig tritt die Industrie auf, groß ist die Zahl der vertretenen Geschäftszweige, groß die Zahl der Sonderbauten, imposant sind die Vorführungen ein-

in sich aufnehmen, dieses vielgestaltige Wissen, das hier in so eindrucksvoller und gemeinverständlicher Form geboten wird, daß es sich einem Gehirn einprägen muß — wer könnte diese Ausstellung besuchen, ohne körperlich und geistig in stärkstem Maße in Anspruch genommen zu werden. Die Besucher müssen Ruhepausen eintreten lassen, damit sie sich von der Anstrengung des Wanderns, Schauens und Lernens erholen. Manche schöne Gaststätte, manches hübsche Vergnügungsunternehmen ist dieser Erholung gewidmet. Ein besonders hübsches Unternehmen dieser Art ist das Wellenbad, in dem man an heißen Sommertagen seinen Körper in kühlen hochgehenden Wasserwogen erfrischen kann.

Noch sind im Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden, die Pforten der Ausstellung geschlossen. Noch regen sich Tausende und Abertausende von fleißigen Händen, um das Werk rechtzeitig zu vollenden. Noch sitzen in den Schreibstuben die geistigen Leiter des Riesenwerkes und geben ihr Bestes, um das Gelingen zu einem großen



Blick durch den Ehrenhof auf die Rheinhalle



Im Ehrenhof der Ausstellung

zelner Industriezweige oder großer Firmen. Unter den vielen Sonderbauten, die sich am Ufer des Rheines in bunter abwechslungsreicher Reihe dahinziehen, ragt aus dem ersten Bau ein Schachtfördergerüst hervor und läßt so von weitem erkennen, daß hier das Haus der Ruhrkohle ist, die Sonderausstellung des Rheinisch-Westfälischen Kohlenyndikates, an der beteiligt sind die Ruhrknappschaft, Bochum; die Knappschafts-Berufsgenossenschaft Sektion II, Bochum; der Dampffesselüberwachungsverein im Bergamtsbezirk Dortmunder, Essen; die Westfälische Berggewerkschaftskasse, Bochum, und der Verein für die bergbaulichen Interessen in Essen. Der nächste Sonderbau führt uns ein anderes bedeutungsvolles Wirtschaftsunternehmen des rheinisch-westfälischen Gebietes vor, das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk in Essen. Noch mancherlei interessante Einzelgebäude sind zu erwähnen, auf die wir später näher eingehen werden: der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund, der sich ein besonderes eindrucksvolles Heim errichtet hat, der große Bau der Firma Hentel, die ihre Perillfabrikation in diesem Bau vorführt, der Deutsche Brauerbund mit einer gewaltigen Halle, die Druckerei der Ausstellungszeitung, ebenfalls in einem eigenen Gebäude — kurz hier ist im Anschluß an das wissenschaftliche Programm eine Industrie-Ausstellung entstanden, die die gewaltige Bedeutung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes, als dessen Hauptstadt sich Düsseldorf fühlt, in eindrucksvoller, ja in überwältigender Form zur Darstellung bringt.

Daß von diesem Gelände, das 2 km in der Länge mißt, auch ein Teil der Erholung und dem Vergnügen der Besucher gewidmet ist, ist wohl zu begreifen. Denn wer könnte diese Fülle von Belehrung

zu machen. Am 8. Mai wird die Ausstellung eröffnet, und derjenige, dem es vergönnt war, vorher dieses unermüdliche Schaffen, dieses Werden und Wachsen von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde zu verfolgen, ist dessen sicher, daß die Festteilnehmer am Eröffnungstage, wenn ihr Auge zum ersten Male das vollendete Werk erblickt, staunend und voll ehrlicher Bewunderung diese große deutsche Tat, die sich in ein eindrucksvolles künstlerisches Gewand gehüllt hat, begreifen, erleben werden. Die eigenartig schönen, in der Klarheit der Komposition und Form eindrucksvollen Bauten der Rheinhalle, die das Planetarium beherbergt, der um den Ehrenhof gruppierten mächtigen Gebäude, werden auf jeden Besucher einen tiefen, bleibenden Eindruck machen.

Und wenn dann an schönen Sommerabenden die Umrisse der mehr als 170 Gebäude golden schimmern, wenn blickende Lichtgärten sich um all die vielen Wände, Dächer und Türme winden, wenn die wunderbare, riesenhafte Leuchtfantäne ihre bunten Wasserstrahlen zum Nachthimmel emporschleudert, wenn dieses ganze Zauberbild im ruhig und majestätisch dahinfließenden Rhein sich spiegelt — dann werden Taufende und Abertausende hingerissen sein von diesem wunderbaren Schauspiel. Sie werden überwältigt sein von dem Gefühl, hier auf rheinischem Boden am Ufer des heiligen deutschen Stromes Erhebendes zu empfinden, zu erleben: das deutsche Volk ist von unverwundlicher Lebenskraft! Das Volk am Rhein — jahrelang geknechtet und jetzt eben erst der Ketten ledig — ist das Volk der Arbeit und der Freude, das Volk, das sich sein Leben gestalten, Arbeit und Genuß zu verbinden weiß und das Lied der Arbeit ausklingen läßt in rauschenden Akkorden!

Deutsche als Kolonial- und Kulturpioniere in aller Welt

Von Dr. Oskar Aust, Charlottenburg

I.

Mit dem Namen eines der größten Kolonisatoren, nämlich mit Dr. Karl Peters Namen, der seine Fähigkeiten unter Bismarcks weitschauendem Blick entfalten konnte, ist die Verleihung von deutschen Schutzbriefen für Ostafrika im Februar 1885 und für Neuguinea im Mai 1885 aufs engste verknüpft.

Es ist ein schweres Schicksal für uns, daß wir der vierzigjährigen Wiederkehr dieser bedeutungsvollen Ereignisse in einer Zeit gedenken mußten, in der wir ohne Kolonien dastehen.

Obgleich hervorragende Stimmen aus dem Auslande und vor allem aus ehemals feindlichen Ländern* in überzeugendster Weise eine Bestätigung der Tatsache darstellen, daß Deutschland in besonderem Maße sowohl koloniale Befähigung besitzt, wie auch koloniales Verantwortlichkeitsgefühl insbesondere gegenüber den Eingeborenen gezeigt hat — man denke nur an die unbestrittenen vorbildlichen Seuchenbekämpfung —, ist Deutschland, wie bekannt, ohne Entschädigung (Mandatsystem) seiner Kolonien, deren Wert sich schätzungsweise auf 50—70 Milliarden Goldmark beläuft, für verlustig erklärt worden, und zwar mit der Begründung, das deutsche Volk sei unfähig und unwürdig zur kolonialen Betätigung.

Wir dürfen nicht ruhen, bis dieser harte und ungerechte Spruch rückgängig gemacht ist. Die Würde des deutschen Namens — und wer wollte nicht für sie eintreten? — erfordert dies ebenso gebieterisch wie der Umstand, daß das deutsche Volk, dessen Volkswirtschaft durch die Änderung der Reichsgrenzen um wichtige Rohstoff- und Nahrungsmittelüberschußgebiete geschmälert wurde, der Kolonien nötiger denn je bedarf zur Ergänzung des Mutterlandes; und zwar um einen Teil seines Bevölkerungszuwachses dahin abzuleiten, als Absatzmarkt für industrielle und andere entsprechende heimische Produkte und als Lieferant für koloniale Erzeugnisse aller Art.

Unsere Kolonien befanden sich erst in ihrer ersten Entwicklung — in einer so günstigen Entwicklung aber, daß diese zu den schönsten Hoffnungen berechtigen durfte und insbesondere mit Sicherheit erwarten ließ, daß sie die an sie gestellten, vorhin kurz angedeuteten Forderungen erfüllen werden.

Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Kolonien (man denke z. B. an Kolonialwaren, wie Kakao, Kaffee, Ölfrüchte, an Baumwolle und Kautschuk, an Mineralien, an Kupfer, an Diamanten, an Phosphat), ebenso wie ihre schnelle Entwicklung mögen hier einige Zahlen veranschaulichen:

Gesamthandel der Kolonien (ohne Tsingtau):
(in Millionen Goldmark)

	1908	1912	1913
Einfuhr	92	143	160
Ausfuhr	46	121	170
Zusammen	138	264	330

* Eine Zusammenstellung solcher Stimmen giebt z. B. Rudolf Wagner auf S. 7 u. 8 des 1. Heftes der Berl. Zeitschrift „Des Deutschen Vaterland“.

Welche Lücke in der deutschen Küstenhandelsbilanz unsere Kolonien auszufüllen berufen waren, zeigt folgende Aufstellung:

Deutschlands Außenhandel betrug:

(in Milliarden Goldmark)

	1908	1912	1913
Einfuhr	8,3	11,6	11,7
Ausfuhr	7,0	9,7	10,9
Zusammen	15,3	21,3	22,6
Auf koloniale Erzeugnisse entfallen hiervon	1,8	3,0	3,2

In Prozenten der Gesamteinfuhr ergeben sich somit die bedeutenden Anteile kolonialer Erzeugnisse an denselben von 21,7% 26% 27,5%*

Wenn nun auch fast von Tag zu Tag neue Tatsachen gegen die erwähnte Behauptung auftreten, daß Deutschland zu kolonialer Tätigkeit unfähig und unwürdig sei — nur kurz sei hierbei auch erinnert an den Zustand der deutschen Kolonien damals und heute, d. h. an den Verfall unserer Schöpfungen, ebenso wie an die Treue unserer ehemaligen Schutzbefohlenen gegen Deutschland sowie an die von eingeborenen Häuptlingen ausgesprochenen Wünsche nach Rückkehr der Deutschen —, und immer wieder neue Personen aus den Reihen unserer ehemaligen Gegner sich dazu gezwungen fühlen, die deutsche Kolonialtätigkeit als tüchtig, ja mitunter sogar als vorbildlich anzuerkennen, so darf doch nichts unterlassen werden, was dazu beitragen kann, baldmöglichst dem deutschen Volke wieder den Weg zu der ihm in vieler Hinsicht so nötigen kolonialen Betätigung in Übersee freizugeben.

II.

Dazu dürfte es auch gehören, zu zeigen (wie es im folgenden geschehen soll), daß sich die Deutschen bereits in der Zeit der Anfänge moderner überseeischer Kolonialtätigkeit die Sporen auf dem Gebiete der Kolonisation erworben haben, daß sie, überall in fernen Zonen, beginnend bereits vor Jahrhunderten, ihre in Europa selbst entwickelte Kolonisationsfähigkeit erwiesen haben.

Wir dürfen nicht vergessen, welch großen Einfluß deutscher Geist, deutsche Tapferkeit und deutscher Fleiß auf die Erschließung und Entwicklung ganz Nordamerikas ausgeübt haben, daß z. B. nächst Berlin Newyork diejenige Stadt der Welt ist, die die meisten Deutschen in sich vereinigt und diese nur ihre politische Uneinigkeit und völkische Gleichgültigkeit der Geltung beraubt hat, die ihnen im ganzen Lande ihrer Zahl und ihrer Bedeutung nach zukommt. Weiterhin, um mit Carlyle zu reden, daß es die Musketiere Friedrich des Großen waren, die im Siebenjährigen Krieg nicht nur die Geschichte Ostindiens maßgebend beeinflussten, sondern auch schließlich die Entscheidung darüber herbeiführten, daß in Nordamerika die englische und nicht die französische Sprache herrschend wurde. Nur deutscher Hader machte es dem großen Preußenkönig unmöglich,

* Siehe Dr. Paul Leutwein „Die Notwendigkeit deutschen Kolonialstiles“, Volkswirtschaftliche Blätter, Berlin, Januar/März 1925, S. 37 ff.

seine weltumspannenden Pläne weiter auszuführen. Deutscher Soldatengeist war es, der die nordamerikanischen Freiheitskämpfe zum Siege führte — es sei nur der Name des preußischen Offiziers Friedrich Wilhelm von Steuben, des Generalinspektors der jungen amerikanischen Armee, genannt.

Lincoln, der große Präsident in der bedeutungsvollen Zeit des Sezessionskrieges, war seiner Abstammung nach ein Deutscher, dessen Vorfahren noch nach der Einwanderung den Namen Linthorn geführt hatten, wofür die Beweise u. a. in der New Yorker Zeitschrift „America Monthly“ (1924) angegeben sind. Wir wissen, daß Christoph Columbus von dem Nürnberger Martin Behaim die erste Anregung zur Entdeckung Amerikas empfangen hat.

Wenn wir bedenken, daß es in erster Linie deutsche Bauern waren, die die schier endlosen Weiten Nordamerikas, die zu durchqueren selbst heute noch der Expreszug mehrere Tage und Nächte benötigt, unter ihren Pflug zwangen — in welch jämmerlichem Mißverhältnis zu all diesem steht nun, sei hier noch fragend eingefügt, die amerikanische Irreführung Deutschlands durch Wilsons „Vierzehn Punkte“, wobei noch daran erinnert sei, daß als erster der große Preußenkönig die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt hatte? — Weiterhin ist es nicht unbekannt, daß auch in Südamerika deutsche Ausdauer weite Strecken der Steppe und dem Urwald abgerungen hat, ja, sich dort deutsche Eigenart und selbst die Mundart verhältnismäßig noch unverfälschter erhielten als in dem nordamerikanischen Völkerfriedekessel.

Es dürfte jedoch weniger bekannt sein, daß sich ein weiter Landstrich Südamerikas gegen zwanzig Jahre in deutschem Besitz befand, und zwar in hoheitsrechtlichem und tatsächlichem Besitz der bekannten Augsburger Handelsfamilie der Welsler, bis diese deutsche Kolonialtätigkeit ihr Ende finden mußte, weil es in Deutschland — o altes Erbübel! — keine politische Macht gab, die willens und fähig gewesen wäre, sich hinter ein solches Unternehmen zu stellen.

Venezuela, um das es sich hier handelt und das nach seinen heutigen Grenzen etwa doppelt so groß ist als Deutschland, führt selbst seinen Namen auf die Welsler zurück, denn diese hatten dem auf der venezuelanischen Nordküste liegenden Ort Coro, der heutigen Hauptstadt des Staates Falcon, den sie zum Mittelpunkt ihrer Tätigkeit erwählt hatten, den Beinamen Klein-Venedig oder Venezuela gegeben, weil er sie durch mehrere vorgelagerte Inselchen und durch Häuser, die zum Teil auf Pfählen erbaut waren, an Venedig erinnerte hatte, das ihnen ja infolge ihrer Beteiligung an dem deutschen Kaufhause daselbst, dem Fondaco dei Tedeschi, sehr wohl bekannt war; diese Benennung übertrug sich nachher auf den ganzen Landstrich.

Wir wissen es, daß damals insbesondere die Fugger und Welsler nicht nur überall in Europa eine sehr große Bedeutung besaßen (eine Welslerin wurde z. B. die Gemahlin des Statthalters von Tirol, des Erzherzogs Ferdinand), so in Ungarn, Kärnten, Tirol, Spanien Bergwerke und andere Gewerbe betrieben, sondern daß sie auch nach den neuentdeckten Gebieten, nach Indien und Amerika, zahlreiche Schiffe ausrüsteten, daß ihre Handelsschiffe entlang den fernen Küsten, ja an der südamerikanischen Küste hinunter bis zur Mündung des La Plata fuhren und daß diese Handelshäuser sogar in den neuentdeckten Ländern eigene Faktoreien unterhielten.

Der Umstand, daß auch die Welsler ebenso wie die anderen Fürsten dem Deutschen Kaiser und König von Spanien Karl V. erhebliche Summen geliehen hatten, sowie deren Kenntnis Südamerikas von ihrer Faktorei in San Domingo aus führte im Jahre 1528 zu einem Vertragsschluß zwischen den Vertretern des Welslerhauses und der spanischen Regierung über das erwähnte Gebiet, nachdem schon einige Jahre vorher die Welsler dort Fuß gefaßt hatten.

Aus diesem Vertrag, der den Welslern dieses Gebiet als ein Erblehen überwies und ihnen damit dort die Hoheitsrechte einräumte, sei hervorgehoben, daß die Welsler den Statthalter und den Führer der Truppen, den Generalkapitän, zu ernennen hatten, daß sie drei befestigte Orte an der Küste anlegen und Kolonisten herbeiführen sollten, daß sie sich als Privatbesitz ein Gebiet von 20000 Quadratkilometern vorbehalten durften (zum Vergleich: die Provinz Westfalen ist 20220 Quadratkilometer groß).

Lesen wir die Berichte über die damalige Zeit, so stoßen wir auf Namen wie: Ambrosius Ehinger, Nikolaus Federmann, Georg Hohermut, Philipp von Hutten, Bartholomäus Welsler. (An Literatur sei erwähnt: Dr. W. Opitz, Die Fugger und Welsler, Berlin W 30, Verlag S. Simon; R. Hübner, Die überseeischen Unternehmungen der Welsler und ihrer Gesellschafter, Leipzig, 1903; R. v. Klöden, Die Welsler in Augsburg als Besitzer von Venezuela, Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, V. Band, 1855.)

Ambrosius Ehinger war der erste deutsche Statthalter und Generalkapitän von Venezuela. Bald nach Antritt seines Amtes unternahm er einen Entdeckungszug in das Innere des Landes und gründete dabei den Ort Maracaibo, dessen Name dann auf den benachbarten See und auf den Meerbusen übergegangen ist; heute hat Maracaibo fast 50000 Einwohner, ist Hauptstadt des Staates Zulia, Sitz einer Universität und bedeutender Hafenort. Ambrosius Ehinger, der ein naher Verwandter der Welsler war, ist später auf einer Entdeckungsfahrt infolge eines erhaltenen Pfeilschusses gestorben.

Nikolaus Federmann drang als erster Europäer tiefer, zum Teil an dem Magdalenaenstrom entlang, in das Innere des Landes ein. Er kam bis in die den Kordilleren vorgelagerten Ebenen und stellte die Verwertbarkeit des Landes als Kolonie fest. Auf solchen Entdeckungszügen, die oft mehrere Jahre in Anspruch nahmen, verschollen mitunter ganze Abteilungen — solche bestanden fast ausschließlich aus Deutschen — spurlos. Federmann hat dann später noch das Hochgebirge überschritten und damit Boden des Inkareiches (Peru) betreten.

Georg Hohermut war als Nachfolger von Ambrosius Ehinger Statthalter geworden. Auch er unternahm schwierige Entdeckungszüge, auf denen er bis in das Gebiet der Nebenströme des Amazonasstromes kam. Das Vorrücken wurde sehr oft durch das gute Einvernehmen mit den Eingeborenen gefördert.

Nikolaus Federmann war mit den Welslern in Streit geraten und hatte hierbei, um ihnen zu schaden, der spanischen Behörde, dem „Indienrate“, gewisse Mitteilungen gemacht, die diesem sehr gelegen kamen, da den Spaniern die deutschen Unternehmungen schon längst ein Dorn im Auge waren. Die spanischen Behörden suchten den Welslern den Prozeß auf Entziehung der Kolonie zu machen. Dem Einschreiten Karl V. zugunsten der Welsler und dem Eintreffen eines Mitgliedes der Familie, des Neffen des Oberhauptes

derselben, Bartholomäus Welsler, wurden der deutschen Sache, aber nur vorübergehend, von Nutzen. Philipp von Hutten, der Bruder des Bischofs Moritz von Hutten zu Eischstätt, mit Bartholomäus Welsler, der unter ihm als Hauptmann stand, unternahm zwar noch einen Zug in Gebiete, die selbst heute noch nicht völlig erforscht sind; aber bei ihrer Rückkehr wurden sie von den Spaniern überfallen und sogar ermordet. Obzwar diese Tat gesühnt worden ist, schlossen die Unternehmungen der Welsler hiermit im Jahre 1546.

Der spanische Staatsanwalt setzte das Verfahren gegen die Welsler fort, weil „die bei der Verleihung übernommenen Pflichten nicht erfüllt worden“ seien. Wer muß dabei nicht an die ähnliche, insbesondere koloniale Lage Deutschlands etwa 3½ Jahrhunderte später denken!

Die Gunst des Kaisers sowie die Verdienste und Opfer der Welsler um die Kolonie, die selbst Spanier von dort anerkennen mußten, ließen die Welsler ein ihnen günstiges Urteil über das andere erstreiten; noch im Jahre 1554 wurden ihre Rechte voll anerkannt. Doch die Verhältnisse waren stärker als sie und ihre wohlbegründeten Rechtsansprüche: man wollte eben auf jeden Fall die Deutschen, die ihr Unternehmungsgest dorthin geführt hatte, verdrängen.

Es gelang dies auch völlig, nachdem Karl V. sich im Jahre 1556 von der Regierung zurückgezogen hatte. Die Prozesse verliefen im Sande — es erlosch so auch offiziell dieses Lehen der Welsler oder dieser Pfandbesitz, wie man es nennen mag; die Gelder, die durch diesen Pfandbesitz gesichert werden sollten, verloren die Welsler später aus dem gleichen Grunde, aus dem sie ihr Pfand aufgeben mußten: es gab eben in Deutschland, ähnlich wie in der Gegenwart, keine politische Macht, die die Achtung deutscher Rechte nötigenfalls hätte erzwingen können.

Möchte doch endlich unser Volk in seinen Lebensfragen die gemeinsame Grundlage finden! Aus der Geschichte der alten mittel- und südamerikanischen Völker, von deren jahrtausendealten Gesittung bewunderungswürdige Denkmäler zeugen, könnten wir lernen, daß Uneinigkeit stets zum völligen, häufig plötzlichen und unerwarteten Untergang führt. Wir nennen z. B. das Inkareich, dessen wohlorganisiertes Staatswesen das maßlose Erstaunen der spanischen Eroberer hervorrief und das um 1500 von Quito in Ekuador bis südlich von Valparaíso in Chile reichte, eine Strecke von 4000 km, die einer Entfernung von Gibraltar bis über St. Petersburg hinaus entspricht. In diesem Lande fand sich u. a. die Inkasstraße, die sich durch fast 20 Breitengrade über das Hochland hinstreckte, und eine zweite ähnliche, der Küste folgende Hauptstraße, die noch heute benutzt wird. Dieses in Jahrtausenden aufgebaute Reich wurde in weniger als einem Menschenalter bei seinem Mangel an zeitgemäßer Bewaffnung durch die Eroberer zertrümmert.

III.

Der Wert von Kolonien für Deutschland in wirtschaftlicher Hinsicht, insbesondere auch als Auswanderungs- und Siedelungsgebiet, wurde oben bereits angedeutet.

Von weiterer großer Bedeutung, ja von unberechenbarer Wichtigkeit sind Kolonien ebenso aber für die Erziehung eines Volkes: für seine Erziehung zur Weltpolitik. Und welches Volk bedarf wohl auch eines solchen Erziehungsmittels nicht dringender als das deutsche mit seinem Hang, sich unter Nichtachtung großer Ge-

sichtspunkte in verhältnismäßig unbedeutenden Nebensächlichkeiten zu verlieren? Wir können uns in diesem Fall getrost die Engländer mit ihrem Sprichwort „Ob Recht oder Unrecht — mein Vaterland“ zum Muster nehmen, oder die Amerikaner, bei denen der verstorbene Gompers, der amerikanische Gewerkschaftsführer und Sozialdemokrat, wörtlich erklärte: „Der amerikanische Arbeiter lebt, atmet, fühlt und empfindet nur amerikanisch... Der zerlumpteste Landstreicher (tramp) bei uns trägt das Sternenbanner im Herzen.“

Vor dem Verlust des Volkstums vermögen den deutschen Auswanderer aber nur eigene Kolonien zu schützen.

Fürwahr, kein Volk hat es so nötig wie das deutsche, daß ihm immer wieder Mahnungen entgegengehalten werden, wie sie uns z. B. Friedrich List gab, der mit Recht der wirtschaftliche Bismarck genannt wird, nämlich die Errichtung einer deutschen Handelsflagge, die Grundlegung für eine deutsche Flotte und der Erwerb von Kolonien. List, der auf allen wirtschaftlichen Gebieten seiner Zeit weit voraus war, hatte u. a. gesagt: „Was hilft es der deutschen Nation, wenn die nach Nordamerika Auswandernden noch so glücklich werden! Heute ist diese Aussicht bei weitem geringer als in jener Zeit. Ihre Persönlichkeit geht der deutschen Nationalität für immer verloren, und auch von ihrer materiellen Produktion sind nur unbedeutende Früchte für Deutschland zu erwarten.“

Der Wortlaut des ersten Aufrufs von Karl Peters zur Schaffung deutscher überseeischer Kolonien, der auch heute wieder ebenso lesens- wie beherzigenswert ist, sei hier wiedergegeben: „Die deutsche Nation ist bei der Verteilung der Erde leer ausgegangen. Alle übrigen Kulturvölker Europas besitzen auch außerhalb unseres Erdteiles Stätten, wo ihre Sprache und Art feste Wurzel fassen und sich entfalten kann. Der deutsche Auswanderer, sobald er die Grenzen des Reiches hinter sich hat, ist ein Fremdling auf ausländischem Grund und Boden. In dieser für den Nationalstolz so schmerzlichen Tatsache liegt ein ungeheurer wirtschaftlicher Nachteil für unser Volk! Diese Kraftmasse strömt meistens unmittelbar in das Lager unserer wirtschaftlichen Konkurrenten ab und vermehrt die Stärke unserer Gegner. Der deutsche Import von Produkten tropischer Zonen geht von ausländischen Niederlassungen aus, wodurch alljährlich viele Millionen deutschen Kapitals an fremde Nationen verloren gehen. Der deutsche Export ist abhängig von der Willkür fremdländischer Zollpolitik!“

Friedrich List, der Vorkämpfer deutscher Einheit, mahnte daran, daß Nationaleinheit — und ohne Nationaleinheit keine Kolonien — das Feld ist, worauf das Gebäude unseres Wohlstandes, unserer Ehre, unserer Macht, unserer gegenwärtigen Sicherheit und unserer künftigen Größe zu gründen sei; daß die Nation materielle Güter und gegenwärtige Vorteile aufopfern muß, um sich künftige zu sichern — ohne Beachtung dieser Mahnung ist auch keine fruchtbare Kolonialpolitik möglich —, und daß man den Mut haben muß, an eine große Nationalzukunft zu glauben und man in diesem Glauben vorwärtsschreiten muß.

Nichts ist geeigneter, die Deutschen vor Einseitigkeit zu bewahren; kein besseres Mittel gibt es zur Erziehung, zu dem gerade für die Gegenwart und Zukunft so bitter nötigen weltpolitischen Denken, zu einem Denken in Erdteilen und in Jahrhunderten: als die unmittelbare Verbindung mit der weiten Welt durch eigene Kolonien.

Die Auswanderer

Von Max Karl Böttcher

Herbert Möller war seit Dienstag das Wundertier der Obertertia des Gymnasiums von N-Stadt, denn an diesem Tage hatte er seinem Klassenlehrer, Professor Bauer, verkündet, daß er am 15. September das Gymnasium verlasse. Und Herr Professor Bauer, hatte gesagt: „Nu wie denn? Verlassen? — Wollen Sie nicht weiterstudieren?“

„Nein, wir wandern aus.“

Ein Hauch tödlicher Stille lag über Obertertia. Alle stierten nach Herbert Möller.

„Berichten Sie weiter!“ sagte der Professor.

Herbert Möller, der einzige Sohn des Stadtgutbesizers, hub nun an zu erzählen: „Mein Onkel Albert hat den Vater brieflich überredet, hier zu verkaufen und sich drüben, wo Onkel schon seit zwölf Jahren haust, anzusiedeln.“

„Drüben? — Was heißt drüben?“

„In Australien.“

Wieder ging ein Ruck allgemeiner tiefster Bewunderung durch die Klasse. „Alle Wetter! Australien!“ entfuhr es Friß von Berg.

Der Ordinarius schien den Zwischenruf zu überhören. „Weiter, Möller, weiter!“

„Also mein Vater hat denn auch vor einem Vierteljahr in aller Stille unser Stadtgut verkauft und meinem Onkel den Auftrag gegeben, drüben eine Viehfarm anzulaufen. Vater meint, da die Einfuhr von australischem Geflügel in Europa Aussicht auf glänzenden Gewinn hat, sei jetzt die beste Gelegenheit, drüben ein Riesengeschäft zu machen. Onkel Albert hat nun eine Farm mit ungeheuren Weideplätzen zwischen Amadeussee und —“

„Halt! — Halt! — Fiedler, bitte holen Sie mal aus dem Kartenschrant die Ruhnertsche Karte von Australien.“

Der Aufgeforderte kehrte in einer Minute zurück und rollte die Karte auf. „So, Möller, nun bitte noch einmal die Lage Ihrer Farm!“

„... zwischen Amadeussee und den Mac-Donnell-Bergen, zwei Tagesritte von —“

„Tagesritte!“ murmelten mit bewunderndem Neide einige Mitschüler. — „Zwei Tagesritte von Alice-Springstadt.“

„So, hm, eine interessante Gegend, wie mir scheint. Und fast genau unter dem Wendekreis des Steinbocks.“

„Ja, Vater meint, es wäre dort ausgesprochenes Kontinentalklima und fast genau so heiß wie in Deutsch-Südwest. Wir haben fünfhundertvierzig Quadratkilometer ausgezeichnetes Weideland und zu nächst, bis sich Vater eingearbeitet hat, eine Herde von zweitausend Stück.“

„Schweine?“ fragte einer dummredend dazwischen.

Herbert Möller warf dem Frager einen mißachtenden Blick zu und sagte beherzt: „Zweitausend Rinder!“

„Das ist ja großartig, fünfhundertvierzig Quadratkilometer! Steht die Zahl nicht zufällig in einem bestimmten Verhältnis zu Deutschland?“ fragte der Professor.

„Deutschland ist gerade eintausendmal so groß“, wußte einer, und alle bewunderten nun die Größe der Weideplätze.

In der nächsten Pause trat Möllers Freund, Friß von Berg, zu ihm und sagte: „Du, Herbert, daß du mir von der ganzen Sache nichts erzählt hast, ist einfach gemein, einfach gemein!“

„Erlaube, Friß, mein Vater hat mir das Ehrenwort abgenommen, nicht eher —“

„So, dann nehme ich alles zurück. Aber was ich noch sagen wollte: Ich spare von heute ab. Keinen Groschen unnötig vertue ich mehr; ich werde geizig, du sollst es sehen. Ich will dich nämlich, ach was, ich muß dich nämlich unbedingt drüben mal besuchen. Das Fahrgehalt krieg' ich schon zusammen. Was kostet übrigens so 'ne Fuhre dahin-über?“

„Zweiter Kajüte achthundert Mark eine Fahrt.“

„Hui!“ Friß von Berg piffte durch die Zähne; „kann man nicht dritter Kajüte fahren?“

„Gewiß, sechshundert Mark, und Zwischendeck fünfhundert.“

„Fahren wir dritter, na, wird sich schon machen lassen. Da muß eben Großvater zweimal zu Weihnachten ordentlich Moneten blechen statt anderer unnützer Sachen, und Tante Eulalia auch. Also hier meine Hand: in zwei Jahren treffen wir uns unter dem Wendekreis des Steinbocks.“

* * *

Auf der großen Farm „Sonnenheim“ am Amadeussee standen vor dem Wohngebäude drei Pferde gesattelt. Es waren knochige, außerordentlich hochbeinige Tiere mit ganz kurzem Schwanzstummel und büstenartig verschnittener Mähne, ganz der meterhohen stahlharten Grassteppe der dortigen Gegend angepaßt. Links und rechts war

eine Pistolentasche befestigt und aus jeder ragte der edige Griff einer Browningpistole heraus. An der Steinbank des aus wuchtigen Klöben erbauten Wohnhauses, dessen Fensterstöcke von blühendem Storchschnabel hell leuchteten, stand Herr Möller, der Großfarmer oder Schafbaron, wie er von den europäischen Händlern wegen seiner unermesslich großen Schafherden von mehreren hunderttausend Stück genannt wurde. Er hatte den einen Fuß auf die Bank gestellt, und sein Diener Jakobus mühte sich, ihm die langen Ledergamaschen festzuschlappen. Jetzt trat Mac Donald, der Herdenmeister und erster Farmenverwalter, zu Herrn Möller. Er war ihm ein treuer, kaum entbehrlicher Beamter; trotzdem hatte sich der Farmer entschlossen, ihn seinem Bruder Friedrich, der heute mit seiner Familie und seiner Habe in Alice-Springstadt eintraf, auf einige Wochen zur Verfügung zu stellen.

John Castel, der zweite Verwalter des Schafbarons, kam jetzt hinzugeritten und sagte: „Master, Sie können ohne Sorge sein und getrost abreiten; ich werde alles gut versorgen und die Augen offenhalten.“

„Weiß ich, weiß ich, bester John“, sagte der Großfarmer ernst; „trotzdem bin ich nicht ohne Sorge. Die Buschleute sind wieder verdammt munter, und eine Patrouille des Polizeileutnants Walker hat eiliche der Kerle über und über mit Fett beschmiert getroffen. Solche Schmiere ist das sicherste Zeichen, daß sie auf dem Raubpfade sind. Drüben, jenseits des Sees, bei dem Schweizer Bürgel, haben sie eine ganze Herde Jungvieh weggetrieben. Hoffentlich lassen sie uns in Frieden. Übrigens — in vier Tagen gedenke ich wieder zurück zu sein, dagegen bleibt Mac Donald vier Wochen in Leuchtenberg, — ja so, das wissen Sie nicht. Ich habe nämlich die neue Farm meines Bruders ‚Leuchtenberg‘ genannt, weil das Wohngebäude auf einem schwachen Hügel liegt, den frühmorgens die Sonne zuerst überstrahlt, und der kleine Berg leuchtet dann weithin über die Steppe. — Nun los, lebt wohl!“

Drei Reiter, der Großfarmer Möller, Mac Donald und der Diener Jakobus, ritten durch den Vorplatz und den Palisadenzaun in die Steppe. Zunächst war ein dichter Busch, der sich bis an den See zog, zu durchqueren. Ein breiter, ausgetretener Pfad, der jetzt zur trockenen Zeit (man schrieb November) gangbar war, führte in schnurgerader Richtung gen Osten. Dann lichtete sich das Unterholz, und nun ritten sie in die weite, schier endlose Grassteppe ein, die mit meterhohem, stahlhartem Grase bedeckt war und auf der man sich nur mittels Kompaß und Sonnenstand zurechtfinden konnte. Die hochbeinigen Pferde sträubten sich zuerst, durch das harte, scharfe Gras zu reiten, aber ihre Reiter meisterten sie bald.

Langsam kamen sie vorwärts, und erst nach vierstündigem Ritt bogen die Reiter in die breite, ausgetretene Wagenstraße ein, die gen Osten nach Alice-Springstadt führte. Nach ausgiebiger Rast ging es nun schneller weiter, und als es Abend wurde, kamen sie im Hotel „Prinz of Wales“ in der Stadt an.

Familie Friedrich Möller war schon am Nachmittag eingetroffen. Es gab ein rührendes Wiedersehen. Fast dreizehn Jahre hatten sich die Brüder nicht gesehen.

„Und das ist dein Junge?“ fragte der Schafbaron den Bruder und schüttelte Herbert herzlich die Hand.

„Ja, Albert, und das mein Mädel!“

„Alle Wetter, ein feines Fräulein! Hier gibt's aber nichts von Tanzstunde und Maskenball, mein kleines Fräulein Nichte. Reiten und Schießen und die kranken schwarzen Halunken pflegen, das ist hier das einzige Vergnügen der Frauen.“

Linda Möller, ein Jahr älter als Herbert, errötete und sagte, daß sie sich sehr auf das neue Leben in der Wildnis freue, und auch Frau Möller, eine zarte, blasse Frau, beteuerte, daß sie das Heimweh zu überwinden hoffe, obgleich sie mit diesem Heimatswechsel ihres Mannes nicht eigentlich einverstanden gewesen sei. Sie hoffe aber, daß sie durch die Arbeit von traurigen Gedanken abgelenkt werden würde.

* * *

Reichlich ein Jahr waren nun Möllers auf ihrer neuen Farm. Mac Donald, des Bruders erfahrener Verwalter, hatte die Bewirtschaftung erst eingerichtet, und nun waren sie schon seit langer Zeit auf sich selbst angewiesen. Brauchten sie einmal Rat, so ritt einer von ihnen nach „Sonnenheim“, das etwa sechs Stunden Rittes von ihnen entfernt war, und holte beim Bruder Rat und Auskunft.

Es gab tüchtig zu tun, und so leicht, wie sich Herberts Kameraden daheim die Sache vorstellen mochten, war das Leben in der Wildnis nicht.

Früh fünf Uhr hieß es zu Pferde steigen und hinaus nach einem der achtzehn Weideplätze reiten, den Viehbestand des Tages genau feststellen. Der Verkehr mit den mürrischen, habgierigen, schwarzen Hirten, die lieber im Busche faulenzten und vom Raube lebten, als sich durch ehrliche Arbeit ihr Brot verdienten, war schwierig genug. Dann ging es bei sengender Mittagsglut von oft vierzig Grad im Schatten heim, und nach kurzer Pause sahen Herbert und Linda wohl schon wieder im Kontor, das Viehjournal zu führen, das heißt die Buchführung für den gesamten Viehbestand in Ordnung zu halten. Die Lohnlisten für 82 Hirten, meist Eingeborene und zum kleinen Teile aus den englischen Verbrechertolonien entlassene, beziehentlich entsprungene Sträflinge, mußten auch geführt werden, und die geschäftlichen Unterhandlungen mit den Vieh- und Lederkäufern in Melbourne erforderten viele Mühe. Da gab es Arbeit über Arbeit, mehr, unendlich mehr als daheim, und nur selten gewann man Zeit, zur Jagd zu gehen oder durch den Busch zu streifen, oder die meilenweit entfernten wohnenden Nachbarfarmer zu besuchen.

Aber trotzdem gefiel es allen, außer der Mutter, die tüchtig unter Heimweh zu leiden hatte, sehr gut, und besonders Herbert war mit Leib und Seele bei der Sache.

Eines Morgens — sie mochten etwa fünfviertel Jahr in Australien sein — kam Herbert nach Hürde siebzehn, die ganz dicht am Busch stand. Hierher kam er nur ungern, hier packte ihn immer ein laises Grauen; denn der Aufsichtshirt Dwindas, ein alter, verschlagener Buschklepper, zeigte ein hämisches Grinsen, wenn er angeritten kam. Und heute meldete er ganz dreist und lachenden Mundes, daß in vergangener Nacht 26 Stück Jungrinder abhanden gekommen seien. Dann — als ginge ihn, den Hirten, die Sache nichts an — schlenderte er nach seiner Erdhütte, die halb im Boden steckte und einer Dachshöhle ähnlich sah. Herbert rief ihn sofort zurück und fragte eindringlich, wie es möglich sei, daß in einer Nacht sechsundzwanzig Stück Vieh abhanden kommen könnten. Der Schwarze sog das Blaue vom Himmel und beteuerte zulezt, eine Horde wilder Hunde, der Dingos, sei eingebrochen und hätte die Tiere verschleppt.

Herbert, der nicht nur gut Englisch sprach, sondern auch bereits die Eingeborenenprache leidlich beherrschte, lachte ihn aus. Der Dingo wäre wohl ein Raubtier, aber nie imstande gewesen, einen Ochsen fortzuschleppen, geschweige denn eine ganze Herde. Aber als Dwindas seine Behauptung aufrechterhielt und obendrein den Sohn seines Herrn noch ein „Greenhorn“, das ist ein dummer, unwissender Neuling, nannte, packte Herbert der Zorn und er schlug den schwarzen Halunken mit der Peitsche.

Das war sehr unklug. Dwindas kroch in seine Hütte.

Herbert stellte nun fest, daß eine breite Fährte nach dem Busch führte und folgerte, daß der ungetreue Dwindas mit den raubgierigen Buschleuten gemeinsame Sache gemacht haben möchte und die sechs- und zwanzig Rinder vielleicht gegen ein gewichtiges Schweigegeld habe abtreiben lassen. Er wußte, daß die anderen sieben Hirten der Koppel ja Aufschluß geben würden und ritt weiter. Dann rief er laut ihre Namen; aber keiner ließ sich blicken, keiner war zu finden. Er suchte die Erdhöhlen der Kerle ab; sie waren leer. Da wurde es dem jungen, unerfahrenen Farmerssohn doch etwas unheimlich zumute. Ganz allein am Buschsaum, zwei Stunden Rittes von der Farm entfernt, einen gereizten, rachsüchtigen Halunken und räuberisches Gesindel in der Nähe, und die Viehherde von achtzig prächtigen Rindern verlassen — wahrlich, das war keine angenehme Sachlage. Er ritt zur Höhle Dwindas zurück und rief hinein:

„Komm heraus, Dwindas!“ Nichts rührte sich. Er stieg ab und trat selbst in die Höhle. Sie war leer. Da entdeckte er, daß der schwarze Bursche die Rückwand durchbrochen hatte und entschlüpfte war. Er stieß mit dem Reitstiefel die eiligen Lumpen beiseite. Da klickte es. Ein Fächer buntes Zeug rollte auf und fünf goldene Englische-Pfund-Stücke fielen heraus.

„Ala, das Raubgeld!“ rief Herbert und wollte weiter suchen, als er von draußen Hufschlag vernahm. Im nächsten Augenblick stürzte er zur Tür und wurde vor Schrecken bleich. Dwindas hockte wie eine große, eke, schwarze Spinne auf Herberts Gaul und galoppierte davon, sprang über die Hürde, die niedrige, und verschwand im Busch, der hier, wie fast in ganz Australien, äußerst licht war.

Wie versteinert starrte der Sohn des Farmers dem Räuber nach. Das Pferd war weg, in der Halfter steckten seine Pistolen, und er war nun waffenlos, vollständig hilflos. Aber er überlegte nicht lange. Bögen würde für ihn von größtem Verderben sein, und er konnte von Glück reden, daß der Schwarze ihn nicht durch einen Schuß oder Steinwurf niedergestreckt hatte.

Die Eingeborenen am Amadeussee haben nämlich eine ebenso einfache wie furchtbare Waffe. Das ist ein taubeneigroßer, spitzer Stein, den sie mit ihren langen, dünnen, fehnigen Armen auf hundert Meter so geschickt und mit solcher Kraft werfen, daß der Getroffene selten mit dem Leben davon kommt. Herbert nahm einen dünnen Eisenstab, der vorn einen scharfen, kleinen Haken hat (die Hirten nehmen diesen Haken zum Lenken und Leiten der großen Lasttiere), den er in Dwindas Hütte fand, um wenigstens nicht ganz unbewaffnet zu

sein, und sprang in entgegengesetzter Richtung davon. In sechs Stunden konnte er heim sein.

Auf Leuchtenberg wartete man bereits seit Mittag auf den Sohn und Bruder. Es wurde ein Uhr, zwei Uhr, aber Herbert kam nicht. Die Mutter war in schwerster Sorge und dachte ans Schlammste; der Vater befürchtete nichts. „Was soll ihm passieren? Er ist gut beritten und gut bewaffnet; er ist immer im Bereich unserer Weideplätze und die Hirten haben ihn gern!“ Gegen 7 Uhr nachmittags endlich kam Herbert heim, mühsam, beschämt wegen des verlorengegangenen Pferdes samt seiner Pistolen und zum Zusammenbrechen erschöpft. In größter Mittagsglut sechs Stunden durch die harte Steppe zu marschieren, war eine ungeheure Leistung.

Seine Angehörigen erschrakten nicht wenig, als sie nun von Herbert hörten, was vorgefallen sei.

„Das ist offene Rebellion der schwarzen Halunken! Das werden sie mir teuer bezahlen müssen! Ich reite sofort nach Farm Sonnenheim zu meinen Bruder, um Rat zu holen! Der Herdenmeister mag mich begleiten. Du, Herbert, übernimmst mit dem alten Heinrich die Überwachung des Hauses, während die beiden Verwalter im tollsten Galopp zur Polizeistation reiten, dort Hilfe zu holen!“

Und binnen zehn Minuten war die Farm still und leer. Nur Mutter Möller, Schwester Linda und Herbert hüteten das Haus, unterstützt von Casar, dem großen Wolfspitz, und Heinrich, dem alten Knecht.

Als spät in der Nacht Vater Möller mit dem Herdenmeister auf Farm Sonnenheim ankam und seinem Bruder berichtete, was vorgefallen war, wurde der mit den Landesverhältnissen Vertraute recht ernst und nachdenklich.

„Das ist eine böse, sehr böse Sache! Die schwarze Sippe scheint mir einen großen Schlag gegen euch vorzubereiten. Jetzt legt euch ein paar Stunden aufs Ohr und morgen in aller Frühe reiten wir los! Ich lasse euch frische Pferde geben und begleite euch mit drei oder vier meiner Leute! Es ist nur gut, daß ihr die Polizeistation benachrichtigt habt! Ich fürchte, die Schwarzen werden bei erster Gelegenheit versuchen, Leuchtenberg zu überfallen und zu rauben, was ihnen in die Hände kommt!“ * * *

Der mit den australischen Verhältnissen erfahrene Onkel hatte mit seiner Befürchtung recht behalten. Nachdem Dwindas mit dem gestohlenen Pferde bei seinen schwarzen Genossen angekommen war, hatte sich sofort ein Duzend des Raubgesindels aufgemacht, den Rest des Viehes aus Hürde 17 abzutreiben. Die anderen aber, mindestens 25, waren in der Richtung der Farm Leuchtenberg aufgebrochen und unter dem Schutze der Nacht auf kürzesten Schleißwegen bis dicht an den Palisadenzaun herangekommen. Sie hatten beobachtet, daß der Herr mit dem Herdenmeister nach Sonnenheim zu abgeritten war, daß zwei andere sich nach der Polizeistation auf den Weg gemacht, und da sie die Verhältnisse kannten, wußten sie, daß die Farm von männlichen Beschützern fast leer war. Herbert hatte nicht lange geschlafen. Außer ihm, der Mutter und Schwester und Casar, einem Wolfspitz, war nur noch Heinrich, der alte Großknecht, den sie aus der Heimat mitgenommen hatten, im Hause. Als Herbert gegen acht Uhr mit dem Hunde vor die Tür trat, folgte ihm Linda. Sie lehnte sich an den Bruder und schaute in die weite, stille Ebene hinaus.

„Linda, du zitterst doch, bist du krank?“

„Nicht krank, Herbert, aber ich habe ein unerklärliches Angstgefühl in mir, eine große Sorge um Vater und um uns. Schau, wie der Wind so schaurig über die Steppe fegt!“

„Sei ohne Sorge, Linda. Die Schwarzen haben ihren Raub in Sicherheit und werden sich tief in den Busch zurückziehen. Übermorgen wird Leutnant Walter mit seiner Polizeitruppe bei uns Einkehr halten und den ganzen Busch durchstreifen. Da wird die Gegend gesäubert, und wir kriegen einmal frisches Leben hierher, und die schwarzen Halunken —“ Da schlug der Hund an. „Ruhe, Casar! Was hast du?“ — Der Hund witterte nach dem Zaune hin, der etwa hundert Meter vom Hause entfernt war, und stieß ein klägliches Heulen aus. Dann drängte er sich an Herbert.

In diesem Augenblick brachen die Mondstrahlen durch das Gewölle und tauchten Zaun und Steppe in flutendes Licht. Und jetzt schrie Linda auf und zeigte mit der Hand nach der Palisade. Da hockten oben auf der Planke drei oder vier schwarze Kerle, splinternackt und mit glänzendem, schmierigem Leibe. Die Eingeborenen von Zentralaustralien haben die scheußliche Sitte, sich mit dem Nierensett der erschlagenen Gegner den ganzen Leib einzufalben. Sie sind des Glaubens, daß dann die ganze Kraft des Erschlagenen auf sie übergeht. Beginnen sie erst den Kampf, so schmieren sie sich mit Hammelfett ein, und jeder mit den Verhältnissen Vertraute weiß nun, daß er einem blut- und mordgierigen Feinde gegenübersteht.

Die auf der Palisade vom Monde überraschten Wilden ließen sich rückwärts des Zaunes ins Gras fallen. Herbert, der nur einen Augenblick die Geistesgegenwart verloren hatte, schob Linda ins Haus, schlug blitzschnell die eisernen Schutzläden der vier Fenster im Erdgeschoß zu und war dann ebenfalls mit einem Sprung ins Haus geflüchtet. Jetzt zog er die schwere Eichenbohlentür zu und verschloß sie.

Unterdessen hatten Linda und Heinrich, der alte Großknecht, die Fensterläden von innen verankert und in allen drei Zimmern Licht gemacht. Herbert stieg nun in die erste Etage des Hauses, in der sich nur zwei Siebelfenster befanden, deren Fenster etwa fünf Meter hoch über dem Erdboden lagen. Er schloß auch hier die Fensterläden, die allerdings aus nicht besonders starken Holzbrettern bestanden, und kletterte die schmale Stiege hinauf, die zu dem Dache führte.

Dieses Dach war vollständig flach und hatte eine etwa meterhohe Umfriedung aus Holzplanen. Zwei riesige, flache Wasserbottiche standen darauf, in denen zur Regenzeit das Wasser aufgefangen wurde.

Hier, auf der Plattform des Daches, richtete sich Herbert ein, denn ihm war klar, daß die Schwarzen einen Überfall geplant hatten und nur durch ganz energische Verteidigung abgewehrt werden konnten. Vier Gewehre und drei Browning-Pistolen waren im Hause. Sein eignes Gewehr war eine prächtige Büchse nach dem Muster der deutschen Militärgewehre. Etwa siebzig Patronen dazu hatte er im Hause. Der Onkel hatte ihm diese Büchse vorige Weihnachten geschenkt, weil sie beide in kurzem einen Jagdausflug nach dem Archipel unternehmen und dort der Tigerjagd obliegen wollten. Die Mutter lag im Wohnzimmer, und als sie von der Gefahr hörte, in der sie schwebte, betam sie Weintränke und beklagte laut, daß sie die Heimat verlassen hatten, um in der Wildnis reichen Gewinn zu erzielen. Linda tröstete sie, so gut sie das in ihrer Aufregung vermochte.

Herbert saß unterdessen auf der Plattform des Daches und spähte durch die Schießlöcher, die in der Umplantung sich befanden. Da, an den Blumenbeeten bewegte sich etwas. Schwarze, fettige, glänzende Körper, eilen Schlangen gleich, schoben sich durch die Pflanzen, und jetzt — ein schriller Pfiff! Und wie aus der Erde gewachsen umstanden zwei Dugend schwarzer, tiefender Kerle im Halbkreis das Haus. Kein Brüllen, kein Geschrei. Lautlos huschten sie vorwärts, wenigstens schien es so. Herbert erzitterte an allen Gliedern. Er hob das Gewehr, mußte es aber wieder absetzen, so schwankte der Lauf auf und ab. Es war doch für einen friedlichen Menschen nicht so leicht, auf einen anderen Menschen zu schießen. Und jetzt wäre es ihm doch ein leichtes gewesen, in weniger als einer Minute fünf solcher Teufel ins Jenseits zu befördern. Voran schritt Dwindä.

Da packten den jungen Farmersohn Zorn und Wut. Blißschnell hob er das Gewehr und schob die Mündung ein wenig durch das Schießloch. Zielen und Abdrücken war eins. Ein kurzer, scharfer Knall, ein vielstimmiger Aufschrei des Schreckens. Dwindä schlenkerte seine langen, dünnen Arme hoch, drehte sich um sich selbst und fiel nieder. Ein Hagel faustgroßer Steine prasselte an die Fensterläden. Es war ein schauerlich Poltern, Krachen und Klirren, und aus dem Hause ertlang lautes Weinen, dazwischen vernahm man die tröstenden Worte Lindas. Sie konnte es unten nicht mehr aushalten, ohne zu wissen, wer eigentlich geschossen habe. Deshalb kroch sie die schmale Dachstiege empor und rief dem Bruder zu.

„Sieh dich vor, Linda! Schnell ein dickes Rissen und einen festen Strich.“ Die Schwester gehorchte und zog sich schnell zurück.

Die Schwarzen überschütteten jetzt das Dach mit faustgroßen Steinen. Herbert band schnell das Rissen mit dem Strich über den Kopf, um wenigstens vor groben Verletzungen bewahrt zu bleiben, und lugte vorsichtig über die Planke. Drei der unheimlichen Gestalten schlepten eine Leiter herbei, die sie an irgendeinem Schuppen entdeckt hatten.

Aber Herbert war eine wunderbare Ruhe gekommen. Das Bewußtsein, daß er der einzige Schutz der Seinen sei und es auf ihn ankomme, ob sie überwältigt werden würden, gab ihm Kraft und Zuversicht.

Er nahm jetzt die Leiterträger aufs Korn und schoß auf sie rasch dreimal hintereinander. Der erste und dritte Schuß sah, der zweite hatte gefehlt. Zwei der Männer wälzten sich am Boden, während der dritte die Leiter wegwarf und davonrannte. Der mutvolle junge Deutsche schob einen neuen Ladestreifen in die Kammer des Gewehrs, währenddessen die Schwarzen mit unverminderter Wut die Fensterläden des Hauses bombardierten. Da — unter Splintern und Krachen barst oben am Siebelfenster einer der Holzläden.

Die Wilden hockten aufeinander, kletterten schnell aneinander hoch und erreichten das Siebelfenster. Linda, die auf halber Treppe stand, hörte das Zertrachen des Fensterladens und ein dumpfer Sprung eines der Gesellen in die Stube. Rasch entschlossen eilte sie zur Tür und schloß sie von außen dagegen. Es waren schreckliche Minuten. Sie hörte, wie sich die Kerle gegen die Türfüllung stemmten, sie fühlte, wie das Holz unter dem Druck ächzte und sich bog — jetzt, ein kurzer Krach, und einer der Schwarzen brach durch die Tür.

Aber der Schrei des Mädchens wurde übertönt durch einen Schrei des Schwarzen, dem bereits der Hund an der Kehle saß. Der andere Schwarze, durch den Schrei vorsichtig geworden, lugte durch die zerborstene Tür und prallte, als er das junge Mädchen erblickte, zuerst

zurück. Dann aber trat er herein und griff mit gieriger Hand nach der Tochter des Farmers. Aber sie in ihrer Todesangst hob blißschnell die Pistole und streckte, ohne zu wissen, was sie tat, den Burschen nieder. Er brach zusammen und lag nun da, zusammengerollt wie eine große, schwarze Schlange. Und Linda schrie auf und sprang zur Treppe empor und klammerte sich an Herbert und schrie: „Ich hab' ihn erschossen, o Gott, o Gott! Unten liegt er!“ Dann fiel sie ohnmächtig zu Boden.

Herbert riß ihr die Pistole aus der Hand. Er stürmte hinab und geriet zwei Wilden in die Arme. Und während er mit ihnen rang, hörte er die Mutter schreien.

Sie rangen ihn nieder, rissen ihm den Strich vom Kopfe und banden ihm Hände und Füße zusammen und wollten weiter ins Haus, als ein schriller Pfiff von unten her stutzig machte. Sie liefen zum Fenster zurück, und als wieder der Pfiff ertönte, schwangen sie sich hinaus, sprangen hinab, und Herbert vernahm, wie sie unter unter Heulen und Johlen davonschwebten. Unmittelbar darauf hörte man Pferdegetrappel und Menschenstimmen.

„Hallo, Master Möller, aufmachen!“

Herbert riß an seinen Stricken, kam aber nicht frei. Da schlich, in jeder Hand eine Pistole, der siebzehnjährige Großknecht Heinrich ins Zimmer und fragte bang: „Herbert, leben Sie?“

„Ja, ja, schnell, binde mich los!“ Und während Heinrich die Stricke zerschchnitt, ertönte von unten heftiger Ruf: „Aufmachen, ich bin es, Leutnant Walter, mit meinen Polizeitruppen!“ Herbert stürzte mehr, als er lief, die Treppe hinab, öffnete die Tür, und als er wirklich Leutnant Walter erblickte und hinter ihm ein Dugend schwarzer Leute, jubelte er auf: „Zwei Minuten später — und wir waren verloren!“

Die Polizeimannschaften hüllten die beiden Toten droben in Decken und trugen sie hinaus; dann führte Leutnant Walter Linda Möller hinab und tröstete die Mutter: „Sie können nun ganz unbesorgt sein, Frau Möller. Die Gefahr ist vorüber. Bald wird Ihr Gatte zurück sein, und die beiden nach mir gesandten Boten müssen auch jeden Augenblick eintreffen... ah, da sind sie schon.“

„Ja, aber bester Leutnant, wie kommen Sie so schnell zu unserer Hilfe herbei?“

„Ich wollte mit meinen Leuten nach der Farm Neu-London von Master Schleps und traf zufällig Ihre Boten, und da mir Ihr Fall hier gefährlicher erschien als die Angelegenheit von Master Schleps, sind wir schnurstracks hierhergeeil.“

Unterdessen hatten Polizeileute mit Fackeln den Hof abgesucht und die drei von Herbert erschossenen Räuber gefunden.

„Alle Wetter, Master Möller, Sie haben schwer Arbeit gehabt!“

Am nächsten Morgen kamen die Brüder Möller mit ihren Leuten. Herr Möller erzitterte, als er von dem Geschehenen hörte, und als ihn seine Gattin mit einem flehenden Blick ansah, nickte er ihr zu. Er nahm Linda in seine Arme und liebte sie und sagte: „Du bist ein braves, tapferes Mädel, und es wäre grausam, wollte ich dich und die Mutter und unsern Herbert nochmals einer solchen Gefahr aussetzen!“ Und zu seinem Bruder gewandt, sagte er: „Mein lieber Albert, hättest du Lust, meine Farm zu kaufen? Wir kehren wieder heim. Was nützt mir der große Gewinn an diesem Unternehmen, wenn ich und die Meinigen nicht des Lebens sicher sind, wenn wir befürchten müssen, daß wir auf schreckliche Weise umkommen können. Du hast weder Weib noch Kind und brauchst nur für deine eigne Haut zu sorgen! Also schlag ein!“

Acht Wochen später verlas Fritz von Berg in der Obersekunda des Gymnasiums folgendes Schreiben:

„Mein lieber, alter Junge!

Gruß und Heil voraus! Australien ist schön, Deutschland ist schöner, die Heimat ist am schönsten! Aus Deinem für nächsten Sommer geplanten Besuch kann leider nichts werden: denn wir verlassen Australien und hoffen in sieben Wochen wieder daheim zu sein.

Durch einen Überfall wären wir, außer Vater, beinahe alle schrecklich ums Leben gekommen. Deshalb haben Vater und Mutter den Entschluß gefaßt, wieder zur Heimat zurückzukehren. Onkel verkauft unsern ganzen Kram und den seinigen dazu und folgt uns nach der Heimat. Drei der Bande sind durch mich in die Pforten der Hölle gewandert. Alles Nähere mündlich. Mein Auswandererfimmel ist vollständig geheilt. Ich habe viel zu erzählen. Grüße die lieben Kameraden und vor allem meinen verehrten Professor Bauer.

Herbert Möller, Auswanderer a. D.“

Als dann der Professor eintrat, schrie ihm die halbe Klasse entgegen: „Möller kommt wieder! Möller kommt wieder!“

„Ja, sehen Sie, das ist nun das berühmte Australien!“ sagte der beliebte Herr.

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Deutsche Sportchronik

Der Sport im Drama: „Fußballspieler und Indianer.“ — Das Stadion der 65 000. — Endspurt der Favoriten. — Das Semifinale um den Rampfspielpokal. — Hockey-Torrekorde. — Neue Meister in Hallentennis und Waldlauf.

Es läßt sich nicht länger mehr verheimlichen, daß wir es herrlich weit gebracht haben in der deutschen Sportbewegung. Eine Angelegenheit der Masse (vgl. Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“) ist der Sport schon lange, einer Masse aber von 65 000 bei einem einzigen Spiel, an einem einzigen Sonntagnachmittag, in einer einzigen Stadt, einem einzigen Stadion, das ist ein Novum, ein „Forttschreiten“ in ungeahnte Weite und Breite, eine hemmungslose Konzession an das Gegenteil von dem, was der Sport seinem innersten Wesen nach will. Aber der Sport ist noch mehr! Nämlich (in seiner entgegengesetzten Tendenz): eine Angelegenheit der dramatischen Kunst. Also — und das ist die *Contradictio in adjecto* — eine Angelegenheit der Vielen und Wenigen — in nießschanischer Übertreibung: ein Thema für alle und keinen.

Zur Sache: In Süddeutschland, vermutlich in München, denn München produziert das beste Bier, die beste Poesie, die beste Fußballkunst... sagen wir also in München, da lebt ein brünstiger Dichtersmann, der sich vernehmen ließ: „Trunkene Dramatiker, mit und ohne Anruhe, schreiben Schicksalsdramen, ja sogar Fest- und Weihenpiele. Als ehemaliger Fußballspieler schrieb ich ein Fußballspielerstück.“ Dagegen wird niemand etwas einzuwenden haben. Jeder kann schreiben, was er will. Hans Reimann kann Florstrümpfe besingen, Joachim Ringelnatz die „Ode einer wiederkäuenden Kuh“ verbrechen und Herbert Eulenberg das gemütvoll behagliche, liebliche Düsseldorf mit dichterischem Schwung zur „amerikanischsten Stadt Deutschlands“ zu stempeln sich bemühen. Keines vernünftigen Kritikers Ordnungsruf wird solche kurzweilige Betätigung mit robuster Fenforge unterbrechen. Und wenn ich selbst demnächst mich anshiden würde, den hohen Olymp mit der Routine eines Alpinisten voll poetischer Ambitionen zu besteigen, um eine delikate gewürzte „Hymne an Frühlingspinat mit Ei und Paprika“ loszulassen, so ist das mein ureigenes Privatvergnügen, durch das ich keines Menschen sensiblen Geschmack zu beleidigen trachte. Melchior Vischer aber, so heißt der Münchener, hat die Nerven, ein Stück zu schreiben, das den moralisch verbluderten Mittelsürmer Bill Wed in den Mittelpunkt einer als dreiste Komödie aufzufassenden Tragödie stellt. Der Effekt ist prachtvoll: Zweitakt im Urwald. „Es siegt der Fußballspieler gewordene Indianer über den Indianer gewordenen Fußballspieler.“ Wodurch gezeigt wird, daß die zeitlich ältere Sportkultur den stärkeren Bizeps hat. Der angeblich tiefere Sinn des Stückes aber liegt nach der tönenben Befundung seines Autos ganz wo anders: „Mir ist der Sport Sammel-, Mittel- und Anziehungspunkt der Bühne, einer neuen Bühne.“ Eine klarere Deutung scheint mir die von Marcuse: „Der Sportsman soll alle Tragik überwinden. Der Sportsman: das ist wirklich in neuer Maste wieder der (nur konkreter erfachte) anti-tragische Übermensch. Nur konkreter erfachte? Nein: auch banalisiert. Der Sport, der — im idealen Falle — höchstens die eine Tendenz des Menschen stärken kann: den Willen zur Beherrschung seiner körperlichen und seelischen Kräfte, soll auch noch die andere Tendenz zerstören: die Religiosität, die Passivität, die Problematik; vielleicht würde der Sportsman sagen: die seelische Pest.“ Es scheint doch, daß Melchior Vischer lieber etwas anderes hätte tun sollen, als den

Fußballspieler auf die Bretter zu stellen und — vielleicht nicht ohne redliche Absicht — aus einer durch Unverständnis und Böswilligkeit ohnehin schon Rarität gewordenen Figur dramatische Konflikte herauszuholen, die in dieser Form bei der Uraufführung weidlich belächelt und — belacht (!) wurden.

Das ist die eine Seite: Fußball in der Bühnen-Kunst“ (sit venia verbo), nicht — Fußballkunst. Denn Fußballkunst ist das, was die Münchener Pöttinger, Hofmann, Nagelschmied, Kutterer und Ertl demonstrierten, als wir Gelegenheit hatten, die andere Seite kennen zu lernen: Fußball in der Masse! Das war beim

Länderspiel Deutschland — Holland.



Die deutsche Mannschaft

Sehen wir ab von den Wegen philosophischer Spintifizerei, um den grandiosen Kampf mit aller Schärfe zu reproduzieren. Zum neunten Male trafen diese beiden Nationalmannschaften zusammen. Von den bisherigen acht Spielen hatte Holland vier gewonnen, drei unentschieden gehalten und nur ein Spiel verloren, Torverhältnis: 20 : 16, Punkte 11. Die entsprechenden Zahlen für Deutschland waren: 8 Spiele: 1 — 3 — 4 — 16:20 — 5. In summa also

ein erhebliches Plus für die Niederländer. Diesmal war das Ende

ein großer Sieg Deutschlands

4:2 (1:1)!

Das riesige, wohl gepflegte Oval des Düsseldorfer Rheinstadions war der Schauplatz dieses Großkampfes, der in seinem äußeren Gepräge leider in keiner Weise befriedigen konnte. Eine noch vollkommenere Desorganisation dürfte noch bei keinem Länderspiel zu beobachten gewesen sein. Das Rheinstadion, das in seinen gewaltigen Ausmaßen gut 55 000 Menschen fassen dürfte — vorausgesetzt, daß der Ordnerdienst bis ins kleinste organisiert ist —, wurde an diesem Tage von mehr als 65 000 Zuschauern bestürmt. Zunächst schien alles wie am Schnürchen zu klappen, als aber der letzte Strom der vielen Tausende eingetroffen war, gab es kein Halten mehr. Eiserne Gittertüre wurden wie harmlose Holzstäbchen durchbrochen, ein fast unübersehbarer Schwarm setzte über die Barrieren hinweg und drang in unaufhaltbarem Vorstoß ins Spielfeld ein. Der zahlenmäßig viel zu schwachen Polizei war es unmöglich, die entfesselte „Masse Mensch“ zu bändigen. Erst zwei „Berittenen“ gelang es, durch rücksichtsloses Dazwischenschlagen das Spielfeld wenigstens bis zum Rand der Alsenbahn zu säubern, so daß ein glatter Verlauf des Spieles in etwa gesichert war. Erfreulich ist immerhin, daß die erschreckliche Summe aller dieser haarsträubenden Inszenierungsfehler dennoch den intensiven Eindruck dieses Kampfes, der auf beiden Seiten ein heroisches Einsetzen aller Kräfte war, kaum wesentlich beeinträchtigen konnte.

Die Mannschaften traten in folgender Aufstellung an:

Holland

Quar
(A.D.O. Amsterdam)

Denis van Rol
(S.C. Haag) (Ajax Amsterdam)

Krom Hassingf Sandberg
(R.C. Haarlem) (Eindhoven) (V.V. Haarlem)

Gielens Ruchlin Tap Ruys Sigmond
(Hercules (H.B.S. (A.S.O. (S.C. (S.C.
Utrecht) Haag) Amsterdam) Dordrecht) Haag)

Hofmann Pöttinger Harder Gedlich Schröder
(Bayern München) (Hamburger S.V.) (S.C. (S.C.
Dresden) Berlin)

Nagelschmih Köhler Lang
(Bayern München) (S.C. Dresden) (Hamburger S.V.)

Rutterer Müller
(Bayern München) (Sp.Vg. Fürth)

Deutschland. Ertl
(Wacker München)



Der Sternlauf der Düsseldorfer Sportler

Der Spielverlauf: Sofort zu Beginn zieht der lange Harder mit Riesenschritten auf und davon. Dribbling, kurze Paßkombination im Innentrio, eine zackige Wendung — Schuß! Daneben! Deutschland ist anfänglich leicht, dann deutlich überlegen. Pöttinger leistet sich einige Rabinettstückchen von bravouroscher Raffinesse. Das Publikum jubelt. Harder lauert, startet, köpft, paßt und ist überall, wo brenzliche Situationen zu erspähen sind. Hofmann versteht sich mit seinen Klubkameraden im linken Dreieck, Pöttinger und Nagelschmih, ausgezeichnet. Eine Flanke folgt der anderen. Gedlich verrichtet ansprechende Arbeit, ohne freilich besonders zu imponieren, vor allem beschäftigt er den rasant schnellen Schröder viel zu wenig. Auf der anderen Seite ist es Tap, der seinen Sturm durch Sologänge und weite Steil- und Flügelvorlagen im forcierten Tempo mit sich reißt. Ertl hat drei gefährliche Schüsse zu meistern. Lang und Müller zeigen sich gegenüber der wieselstinken linken Angriffsflanke der Holländer wiederholt unsicher. Allmählich legt sich die Nervosität der Spieler. Insbesondere wirkt die souveräne Ruhe Köhlers, der von Minute zu Minute zu immer größerer Form aufläuft und sich von dem energisch kämpfenden Innentrio der Gäste nur selten überspielen läßt, wohlthuend auf seine Mannen. Das deutsche Quintett findet seinen härtesten Widerstand an dem überragenden Denis, der allererste Klasse repräsentiert und mit Caligularis (Italien) wohl als bester Verteidiger des Kontinents anzusehen ist. Seine Ballsicherheit, sein Stellungs- und Stehvermögen und der zielsichere Aufbau seines Spieles im Zusammenhang mit Läuferreihe und Sturm sind schlechthin unübertrefflich. . . . Der Kampf wogt auf und ab, aber immer mit dem Merkmal des besseren Gesamtkönnens der Deutschen, die in der 17. Minute durch Pöttinger, der eine Vorlage von Gedlich entschlossen verwertet, unter maßlosem Beifall in Führung gehen. Ecke auf Ecke folgt. Schon steht das Verhältnis 6 : 1. Ein Fehler Rutterers bringt in der 26. Minute durch



Die deutsche Mannschaft erscheint im Stadion

Tap den Ausgleich. Bei diesem Stande bleibt es trotz mehrfacher Tor Gelegenheiten (wenn auch nicht unbedingt sicherer) bis zur Pause. Nach dem Wechsel kehrt das holländische „kick-and-rush-System“ noch typischer hervor. Das Spiel wird im Raum noch weitmaschiger gehalten. Die Stürmer schießen von Flanke zu Flanke, während Deutschland den Ball in konzentrierteren Bahnen hält und durch schnellen Paß und starkes Tempo das gegnerische Bollwerk zu durchbrechen suchen. In der 58. Minute geht unsere Elf erneut in Front. Nagelschmih köpft einen abgewehrten Ball vor das Tor zurück. Pöttinger erfaßt das Leder abermals mit dem Kopf und verlängert den Flug mit kurzer Effektdrehung in die rechte obere Tordecke. 2 : 1 für Deutschland! Aber schon sieben Minuten später ist das „Remis“ wiederhergestellt. Ruys nutzt einen schweren Lapsus von Lang geschickt aus, rennt an den etwas schwerfällig gewordenen Müller vorbei und sendet aus 10 Meter Entfernung unhaltbar ein. Zehn Minuten vor Schluß: die deutsche Mannschaft setzt zum Endspurt an. Köhler wirft den Sturm unermüdlich nach vorn. Harder (der einige Male wegen Nasenblutens ausscheiden mußte) und Pöttinger überbieten sich gegenseitig in forschem Tempo und technisch brillanter Ballbehandlung. Auch Hofmann und Schröder geben ihr Bestes. Lang versöhnt etwas durch einige gute Vorlagen. Nagelschmih arbeitet mit der Begeisterung eines blutjungen Internationalen. Rutterer rückt weit auf, um die Mannschaft in der holländischen Hälfte zu halten (ein gewagtes Verteidiger-Experiment, das diesmal allerdings glückt). Noch neun Minuten! 65 000 Menschen feuern mit Stentorstimmen an. Rud-zud . . . Harder—Gedlich—Harder—Pöttinger. Dann, die letzten 20 Meter, Harder allein. Der Ball faust ins Netz! 3 : 2!! Noch vier Minuten! Ein Gedränge vor Hollands Tor. Pöttinger erwischt die tüftliche Kugel. Schuß, flach, hart, unhaltbar! 4 : 2!!! Das war der Endspurt. Das war Deutschlands zweiter Sieg über Holland, zugleich Deutschlands zweiter Sieg in der jüngsten Geschichte der Holländertkämpfe. Ein Triumph, der um so bedeutamer ist, als es der holländischen Team vierzehn Tage vorher gelungen war, die Mannschaft der Schweiz mit dem sensationellen Ergebnis von 5 : 0 (!) ganz überlegen abzufertigen.



Abwehr vor dem Deutschen Tor

Kritik der Mannschaften: Das Wesentliche ist bereits im Spielverlauf gesagt worden. Wir stoffeln, mit den Besten angefangen, abwärts: Köhler, Böttinger, Kutterer (den groben Schnitzer in der ersten Hälfte wohlwollend verzeihen!), Harder, Ertl, Schröder, Hofmann, Nagelschmidt, Müller, Gedlich, Lang. In der Allholland-Elf zeichneten sich vor allem aus: Denis, dann (mit respektvollem Abstand) Krom, Tap, Quax, Ruys, Sigmond. Alle übrigen eifrig, aufopfernd, guter Durchschnitt. — Als Schiedsrichter amtierte Andersen (Dänemark) unauffällig und korrekt bis . . . auf Hollands zweites Tor, das stark nach „Abseits“ roch. —

Sport im Walde. Gingst du zur Frühlingszeit schon einmal durch den erwachenden Wald, den das Ahnen des zukünftigen Werdens durchzitterte? Vielleicht hast du es getan, aber ließt du schon einmal durch ein grünes Labyrinth, nur mit leichtem Hemd und dünner Rennhose angetan? Wohl kaum. Aber du bist auf falschem Wege, wenn du vielleicht den Kopf schüttelst über die leichtfüßigen Läufer und Läuferinnen, die im Walde an dir vorüberziehen. Sie laufen um ihrer Gesundheit willen, sie laufen um ihres Gemütes willen, das in der freien Gottesnatur wunderbar bewegt wird und die Schönheiten des deutschen Waldes austösten und verstehen lernt.

Lache daher nicht spöttisch, wenn du Läufer und Läuferinnen im leichten Gewande am Sonntagmorgen durch den feierlichen Dom des Waldes laufen siehst, sondern freue dich mit ihnen und suche ihnen nachzueifern.

Wohl keine Übung arbeitet so schnell den Körper durch und beeinflusst das Wohlbefinden des Gesamtorganismus so günstig wie der Lauf, von dem selbstverständlich die Übertreibung fernbleiben muß. Die Lunge atmet gesunde frische Luft ein und erhält Nahrung und Blutzufuhr, deren sie zum Ausgleich gegen die Schädigungen des Berufes im Fabrikbetriebe, in schlechter und verbrauchter Luft auf dem Schreibfessel dringend bedarf. Hier wird man frei vom Hegen und Sorgen des Alltags, und mit dem Gottesfrieden der Natur zieht Ruhe und Besinnlichkeit in die Seele ein. Hier, fernab vom Lärm und Häß des Tages, kommt man zu innerer Sammlung, hier lernt man Zweisprache mit der Natur halten. Hier wird man erst recht eigentlich zum Naturschwärmer und -kenner.

Waldblauf zu treiben ist nicht nur gesund. Es ist auch billig und daher eine volkstümliche Leibesübung, wie man sie sich besser gar nicht denken kann. Ein paar leichte Schuhe, eine kurze Hose, ein Hemd: und die Ausrüstung ist fertig!

Hier lernt man auch erst den Körper richtig erleben und wahren Lebensgenuß richtig erkennen. Da fallen üble Lebensgewohnheiten wie Schlacken ab, und man kommt der Bedeutung und dem Werte wahrer Lebenskunst nahe. Wer den Waldblauf liebt, der wird sich körperlich und seelisch auf ihn einstellen, denn er weiß, daß er nur dann vollen Genuß von ihm hat. Mit dem Vertrautwerden und der Erkenntnis der Natur wächst auch und bildet sich das Verständnis für die Natürlichkeit.

Aus Freude am Lauf, aus Freude am Naturgenuß kann man also unschätzbare Werte gewinnen. Aber auch Kampf kann der Waldblauf sein, hartes, erbittertes Ringen, Brust an Brust im Wettstreit mit Gleichwertigen und Gleichschnellen. Dann wird der Waldblauf zum Kampfspiel, den Willen stählend und das Letzte an Können aus dem Kämpfer herausholend. Aber es ist kein Kampf, in dem der Masseur, der Trainer die Hauptrolle spielt, kein Kampf der Technik, sondern ein Kampf, in dem der Kopf und der Wille den Sieg entscheiden. Keine geebnete Bahn ist zu umlaufen, sondern die Hindernisse, die der Wald bietet: Senkungen im Boden, Baumwurzeln, Gestrüpp und Gesträuch, Höhen und Täler. Immer und immer wechseln die Hindernisse, die zu bezwingen sind, und stets aufs neue werden an Geist und Körper wechselnde Anforderungen gestellt. Wer im Waldblauf umsichtig zu werden und Hindernisse zu überwinden gelernt hat, der wird auch im Leben nicht verzagen, wenn sich ihm Widerstände entgegenstellen. Denn er hat ja beim Waldblauf gelernt, wie man allen Hemmungen zum Trotz vorwärts kommt. So wird der Waldblauf gerade im Wettkampf zu einem besonders wertvollen Erziehungsmittel, dem Teilnehmer unbewußt und ihm doch nur sehr zum Segen.

Und wenn gar nicht nur der einzelne im Kampf steht, sondern mit ihm Freunde seines Vereins, wenn es heißt, im Mannschaftskampfe die Farben des Vereins zum Siege zu führen, wenn vom Abschneiden des einzelnen nicht nur sein Sieg abhängt, sondern der seines Vereins, seiner Mannschaft, dann gilt es, das Letzte hergeben und sich selbst der Mannschaft unterzuordnen. So werden Gemeinschaftsgeist und Zusammengehörigkeitsgefühl im Mannschaftslauf gestärkt.

Der Waldblauf ist also ein Erziehungsmittel, das der Masse unseres Volkes zugute kommt. Erfreulicherweise hat man jetzt mehr und mehr den Waldblauf anerkannt, und auch die deutsche Turnerschaft hat den Waldblauf in den Rahmen ihrer Übungen aufgenommen. Möge er recht viele Anhänger finden und dazu beitragen, daß sich viele Volksgenossen für den Kampf um das tägliche Brot Nervenfrische und Kraft und Gesundheit gewinnen.

Die Massen fluten zurück in die Stadt. Autokarawanen von nie gesehener Länge rollen wie ein nicht abreißen wollendes kilometerlanges Filmband vorüber. Hoch in den Lüften zieht ein stolzer Lärmeder seine kühnen Kurven. Leben, Leben und der Rhythmus von Millionen Schritten, von Millionen Rädern, von surrenden Propellern, der Rhythmus des einen Gedankens: Sieg! Deutschland feiert, die Welt horcht auf. Und endlich sind wir auf dem Wege, im internationalen Sportleben unsere subalterne Stellung zu verlassen. Mit „Glückauf“ in die Zukunft! Düsseldorf war nach Basel der zweite Start!

Städtewettkampf im Geräteturnen zwischen Bochum, Mannheim und Kassel. Es handelt sich hierbei nicht um einen Städtewettkampf im eigentlichen Sinne, sondern mehr um einen Vereinswettkampf, da die beteiligten Mannschaften sich nur aus einzelnen Vereinen, und zwar der Turngemeinde Bochum von 1848, dem Turnverein Mannheim von 1846, einem der ältesten Vereine der Deutschen Turnerschaft, und der ältesten Turngemeinde Kassel, zusammensetzten. Die räumliche Entfernung der beteiligten Vereine war also recht weit gestreckt. Man wollte vor allem gern einmal mit einer süddeutschen Mannschaft zusammentreffen, um von einer solchen zu sehen und zu lernen, und da ist es vor allem der Turnverein Mannheim von 1846 — 10. deutscher Turnkreis, Baden —, der in der Deutschen Turnerschaft nicht allein wegen seiner turnerischen Tüchtigkeit, sondern vor allem auch wegen seines überaus großen turnerischen Betriebes in allen möglichen Abteilungen einen ausgezeichneten Ruf besitzt; zum anderen ist aber auch die ältere Turngemeinde Kassel als einer der größten und leistungsfähigsten Vereine des 7. Turnkreises (Oberweser) bekannt. Über die Leistungsfähigkeit des dritten beteiligten Vereins, der Turngemeinde Bochum von 1848, hier etwas zu sagen, erübrigt sich eigentlich, da ihre Erfolge in dieser Zeitschrift des häufigeren erwähnt worden sind. Die Turngemeinde Bochum gilt mit Recht als einer der leistungsfähigsten Vereine — wenn nicht als der beste — Westfalens auf dem Gebiete des Geräteturnens. Sozusagen alle Wettkämpfe sind von ihm gewonnen worden, und so kann man es verstehen, daß auch die Turngemeinde den Kreis ihrer wettkampferischen Betätigung mal etwas weiter ziehen wollte. Sie ging mit voller Zuversicht in den schweren Kampf, wenn sie sich auch sagen mußte, gerade in Mannheim einem überaus ersten Gegner, der ihrer Siegeslaufbahn Einhalt tun konnte, gegenüberzustehen.

Am 28. März kam der Kampf der drei Vereine im Festsaale der Stadthalle zu Kassel zum Austrag. Dem Verlauf des an spannenden Augenblicken reichen Kampfes folgten zahlreiche Zuschauer mit großer Anteilnahme. Als Kampfrichter waren tätig der Sauturnwart Sachse (Hamburg), einer der besten deutschen Geräteturner, und Turnwart Holz (Hannover). Die Leitung hatte der Kreisoberturnwart Schnädter (Fulda). Jede Mannschaft zählte sechs Mann und ein Ersatzmann. Der einzelne Teilnehmer hatte eine selbstgewählte Übung am Reck, Barren, Pferd sowie eine Kürfreiübung zu turnen. Jeder Kampfrichter verfügte über 20 Punkte, so daß die höchst erreichbare Punktzahl für eine Übung 40 betrug und jeder Turner insgesamt 160 Punkte erreichen konnte. Als die besten Turner ergaben sich: 1. Ludwig (Bochum), 151 Punkte, 2. Endres (Mannheim), 147 P., 3. König (Mannheim), 142 P. Der beste Mann der Kasseler war Wedekind mit 138 P.

Der Kampf wurde mit dem Turnen am Pferd begonnen, das folgendes Ergebnis hatte: Mannheim 199 P., Bochum 197 P., Kassel 180 P. Dann folgten die Freiübungen: Mannheim 211 P., Bochum 207 P., Kassel 202 P. Die Unterschiede waren also sehr gering, aber immerhin hatte Mannheim seinen Vorsprung um weitere vier wertvolle Punkte, also auf sechs, erhöht. Der Stand betrug bis hier: Mannheim 410, Bochum 404, Kassel 382 Punkte.

Am Barren brockten die Bochumer, die sonst an diesem Gerät so sicher sind, wider Erwarten eine ganz ertledliche Anzahl — 21 — Punkte ein: Mannheim 225, Bochum 204, Kassel 191 P., so daß das Ergebnis bis hier war: Mannheim 635 P., Bochum 608 P., Kassel 593 P. Am hohen Reck, dem Lieblingsgerät der Bochumer, an dem sie äußerst schwierige Übungen mit Wagemut, vereint mit Kraft und Schönheit, auszuführen wissen, konnten die Bochumer 14 Punkte aufholen. Sogar die Kasseler erreichten an diesem Gerät sechs Punkte mehr als die Mannheimer: Mannheim 178 P., Bochum 192 P., Kassel 184 P.

Das Endergebnis war nun:

Mannheim 813 P., Bochum 800 P., Kassel 757 P. Bochum war also knapp unterlegen und muß darnach trachten, bei der nächsten Wiederholung des Kampfes an die Spitze zu kommen.

Der Kreisvertreter des 7. Turnkreises, Engelhardt (Eschwege), nahm die Siegereverklündung vor. In seiner Festansprache wies er besonders auf den Wert solcher Veranstaltungen hin, die sehr geeignet seien, neue Anregungen auf dem Gebiete des Geräteturnens zu bringen.

Die westdeutsche Jugend auf der Freusburg.

Die Jugendburg Freusburg an der Sieg stand am Sonntag, den 31. Januar wieder einmal im Zeichen frischen und frohen jugendlichen Lebens. Nahezu 500 ältere und jüngere Jugendführer von Sieg, Rhein, Lahn und Woll waren dem Ruf der Sieg-Rhein-Arbeitsgemeinschaft für Lebenserneuerung zu einer Arbeitstagung gefolgt. Der überfüllte Rittersaal vermochte die Gäste nicht alle zu fassen. Punkt 1/2 11 Uhr erklang aus den Reihen kampfbereiter jugendlicher Menschen das Lied: „Ich habe Lust im weiten Feld zu streiten mit dem Feind...“. Dann sprach Kurt Baurichter-Bielefeld, der Vorsitzende des Deutschen Bundes enthaltamer Studenten, über den Kampf der Jugend gegen den Volksfeind Alkohol. Er verstand es, in seiner ruhigen und sachlichen Art den aufmerksamen Zuhörern eine kurze Darstellung über die Entwicklung des Alkoholismus zu geben und in verständlicher Weise die Zusammenhänge zwischen dem immer mehr steigenden Alkoholverbrauch und der großen Not unseres Volkes aufzudecken. Um dieser drohenden Gefahr für Jugend und Volk entgegenzutreten, gäbe es zwei Mittel. Das erste sei, die bisher unzureichenden gesetzlichen Bestimmungen dahingehend zu erweitern, daß nicht mehr wie bisher die Behörde, sondern alle wahlberechtigten Gemeindeglieder über das Maß der Trinkgelegenheiten verantwortungsbewußt entscheiden müssen. Demgemäß forderte er unter dem Beifall der Zuhörer ein wirksames Gemeindebestimmungsrecht. Zum anderen richtete er die dringende Forderung an die Jugend, überall dafür einzutreten, daß jeder Jugendführer den ihm anvertrauten Jugendlichen auch in dieser Frage mit einem guten Beispiel vorangehe. Wenn diese beiden Wege eingeschlagen würden, könne ein günstiger Einfluß auf die Entwicklung unseres Volkes nicht ausbleiben. Die Aussprache führte zur Klärung mancher Teilfragen. Es wurde einstimmig beschlossen, dem deutschen Reichstag den Willen der Jugend durch eine Drastung bekanntzugeben und folgende Entschließung anzunehmen:

„Einige hundert auf der Jugendburg Freusburg an der Sieg in Einmütigkeit ihrer Ziele versammelte ältere und jüngere Jugendführer sehen in dem immer mehr steigenden Alkoholverbrauch einen gefährlichen Feind gegenüber Volksgesundheit, Volkskraft und Volksittlichkeit. Sie richten an alle Jugendfreunde die dringende Bitte, überall mit voller Tatkraft gegen den Volksfeind Alkohol anzukämpfen und fordern von dem deutschen Reichstag ein lares und wirksames Gemeindebestimmungsrecht, das geeignet ist, Jugend und Volk vor Alkoholgefahren zu schützen.“

Einstimmig wurde ferner eine Entschließung zugunsten der vom Ausschuß der deutschen Jugendverbände geforderten Gesehe für Jugendschutz, ausreichende Freizeit und Ferien, angenommen.

Nach kurzer Mittagspause sprach Lic. Dr. Cordier-Elberfeld, der Führer der Christdeutschen Jugend, in zu Herzen gehenden Worten über den Kampf der Jugend um ihre Ideale. Zwar habe die Jugend, so sagte er, nicht die gleichen Ideale. Aber nur dann könne sie ihre Aufgabe gegenüber Volk und Menschheit erfüllen und vor dem Untergang bewahrt bleiben, wenn sie verstehen lerne, die Ideale ihrer Mitkämpfer zu achten und Tag für Tag um ihre eigenen Ideale kämpfe. So wie die Zeit des deutschen Idealismus nicht spurlos vorübergegangen sei, würden auch die Ideale der neuen deutschen Jugend ihre Aufgabe erfüllen. Der Vortrag war der würdige Ausgang dieser Tagung, die neue Anregungen zu praktischer Arbeit gab. Die Jugendburg Freusburg wird immer mehr der geistige Mittelpunkt der Jugend, die Schmutz und Schein den Kampf angesagt hat. Möge sie noch manche solcher Tagungen erleben!

Turner-Städtewettkampf München-Essen. Am 13. März fand in München der Rückkampf der Turner-Städtemannschaften von München und Essen statt. Zur Austragung des großen Kampfes hatte man die Riesenhalle des Männerturnvereins München 1879 gewählt. Der Männerturnverein hatte es in bekannter glänzender Weise verstanden, für die Veranstaltung recht großzügig zu werben, so daß an dem Festabend das Haus bis auf den letzten Platz gefüllt war — für die Turnerstadt München allerdings eine nicht ungewohnte Erscheinung. Unter den Ehrengästen bemerkte man den Ersten Bürgermeister Scharnagl, den Kommandeur des Bayerischen Wehrkreises General Freiherrn Krefz von Kressenstein, Professor Winter vom Stadtrat München sowie Ministerialrat von Jan. Der Kampf selbst gestaltete sich zu einem überlegenen Siege der Münchener: 1305:1162 Punkte. Gegenüber dem ersten Turnen in Essen im Februar 1925 war also festzustellen, daß die Münchener das seinerzeitige Ergebnis verbessert haben, die Essener dagegen in ihrer Entwicklung nicht vorangeschritten, sondern höchstens stehen geblieben sind. 748:698 — allerdings bei nur drei Kampfrichtern — war das Ergebnis im Vorjahr. Der schöne Wanderpreis, ein vom Essener Oberbürgermeister gestifteter Silberschild, kam daher zum zweiten Male in den Besitz des Turngaues München. Gustav Witt aus der Essener Mannschaft zeigte sich mal wieder als der gute alte Rämpe; er landete nur zwei

Punkte hinter dem vierfachen deutschen Gerätemeister Kurz (München.) Trotz der Bitte der Leitung, von Beifallstundgebungen abzusehen, rissen Wits Übungen sowie die von Kurz die Zuschauer zu lebhaftem Handklatschen hin. Der beste Essener nach Witt, Bartheld, gelangte erst auf den achten Platz; er hatte 25 Punkte weniger als Witt. Es soll nicht verkannt werden, daß die Essener Mannschaft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die vor allem darin bestanden, daß sie nicht ausgeruht an die schwere Aufgabe heranging. Es war der große Fehler begangen worden, die weite Reise des Nachts zurückzulegen.

Unter der Leitung von Studienprofessor Brechtel (Männerturnverein) widelten sich die Kämpfe in dieser Reihenfolge ab: Freilübung, Pferd-schwung, Barren, Pferd-lang und Red. Als Kampfrichter wirkten: Karl Schmidt und Karl Borchert (Essen), Nerlinger vom Turnverein Göggingen 1875 sowie Löffler (Männerturnverein München). Jede Stadt war durch sieben Turner und einen Ersatzmann vertreten, und zwar Essen: Buczinski (Ersatz), Mieden und Rudherm vom Essener Turn- und Sportverein 1859, Bartheld und Götz vom Turnverein Altdorf 1881, Leimkühler (Turnerklub Altdorf), Meier, Madjad und Witt (Turn und Sportverein Rütterscheid 1887); München: Forster, Bösch, Christ und Kurz (Männerturnverein München von 1879), Böß, Pfennig, Schmidbauer, Loibl und Städler (Ersatz) vom Turnverein München von 1860.

Begonnen wurde mit den Freilübungen, die sehr abwechslungsreiche Bilder brachten. Handstand und Standwagen, wie das so üblich ist, waren von fast allen Turnern in ihren Übungen aufgenommen worden. Die höchste Punktzahl erreichte hier Christ (München), der 38 Punkte erhielt. Dann folgten Kurz (München) 37 P., Baß (München) 36 P., Bösch (München), Schmidbauer (München) sowie Witt (Essen) je 35 P.; die niedrigsten: Rudherm (Essen) 24 P. und Pfennig (München) 23 P. Freilübungen: 264:231 für München.

Beim Pferd-quer kamen Versager vor; am besten bewertet wurde hier Meister Kurz. Seine vollendete Übung wurde mit der höchsten Punktzahl — 40 — belohnt. Es folgten: Schmidbauer (München) 37 P., Meier (Essen) 35 P., Christ (München) und Loibl (München) je 33 P., Götz (Essen) als niedrigster brachte es nur auf 22 P. Ergebnis am Pferd: 266:236 für München.

Die Übungen am Barren zeigten ebenso wie die am Red die besten Leistungen des Tages. Mit Sicherheit konnte man nach diesem Gerät schon München als den Sieger erkennen, lag die Mannschaft doch bereits mit 96 Punkten in Führung. Die besten Übungen am Barren boten Witt (Essen) und Kurz (München); beide erreichten die Höchstpunktzahl 40. 37 P. erhielten Christ und Loibl (München), mit 36 P. folgten Madjad (Essen) sowie Baß und Pfennig (München), Leimkühler als niedrigst bewerteter Essener bekam 23 P. Ergebnis am Barren: 386:253 für München.

Beim Pferd-lang waren auf beiden Seiten nur sechs Teilnehmer vertreten. Bei München fehlten Bösch und Christ, bei Essen Rudherm und Leimkühler. Am besten wurde an diesem Gerät der Sprung von Baß (München) mit 39 P. bewertet, ihm folgten Forster (München) mit 38 P., Götz (Essen) und Schmidbauer (München) je 36 P., Witt (Essen) und Loibl (München) je 34 P. Pferd-lang: 211:179 für München.

Den Schlussskampf des Abends bildeten die Vorführungen am Red; Witt (Essen) und Christ (München) blieben hier die Besten mit je 40 P. und wurden mit lebhaftem Beifall belohnt. Götz (Essen), Loibl (München) und Kurz (München) erzielten je 36 P., es folgten Leimkühler (Essen), Madjad (Essen), Forster (München) mit je 35 P. Die schlechteste Leistung: Rudherm (Essen) 25 P. Ergebnis am Red: 278:261 für München.

Somit war München an sämtlichen Geräten Erster und hatte den Kampf mit dem Gesamtergebnis von 1305:1160 Punkten sicher für sich entschieden.

In der Einzelbewertung wurde Friß Kurz (Männerturnverein München) 1. Sieger mit 184 von 200 erreichbaren Punkten. Der Meister bot geradezu Hervorragendes. Gustav Witt (Essen) blieb nur zwei Punkte hinter Kurz zurück. Seine Übungen am Barren und am Red waren, was Sicherheit und Haltung anbelangt, vollendet, wiesen allerdings nicht immer den Schwierigkeitsgrad der Übungen von Kurz auf. Er hat sich wader gehalten und manche Scharte der anderen Essener ausgewetzt. Er war es, der den Leistungen von Kurz, Schmidbauer und Christ Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte. Christ ist ein Turner, der bei den nächsten großen Veranstaltungen der Deutschen Turnerschaft bestimmt gut abschneiden wird. 3. Sieger wurde Loibl (München) mit 175 P., 4. Schmidbauer (München) mit 174 P., 5. Baß (München) 170 P., 6. Forster (München) 162 P., 7. Pfennig (München) 158 P., 8. Bartheld (Essen) 157 P., 9. Madjad (Essen) und Götz (Essen) je 155 P., 10. Mieden (Essen) 154 P., 11. Christ (München) (ohne Pferd-lang) 149 P., 12. Meier (Essen) 143 P., 13. Bösch (München) 134 P., 14. Rudherm (Essen) 109 P., 15. Leimkühler (Essen) 105 P.

Nach Beendigung des Kampfes überreichte Direktor Römer, 2. Vorsitzender des Männerturnvereins München und 1. Kreisvertreter des Bayerischen Turnkreises, dem Gauturnwart des Münchener Turngaues Sailer den Wanderpreis. Redner erinnerte an die Fremdherrschaft, unter der Essen sowie das ganze Ruhrgebiet so viel haben leiden müssen. Des weiteren gedachte er des so glanzvoll verlaufenen letzten Deutschen Turnfestes im Jahre 1923 in München, zu dem die Essener Turner trotz der Absperzung des Ruhrgebietes in großer Zahl gekommen seien. Bezirksvertreter Matten (Essen) dankte im Namen Essens für die freundliche Aufnahme und gab seiner Hoffnung Ausdruck, die Münchener nun beim nächsten Kampf wieder in Essen begrüßen zu können. Mit einem dreifachen Hoch auf das deutsche Vaterland, das Direktor Römer ausbringen ließ, und dem Absingen des Deutschlandliedes fand das Turnen sein Ende.

Durch den Einzug des Münchener Rindls wurde der unterhaltende Teil des Abends eingeleitet.

Das erste Dortmunder Hallensportfest. In der neuerbauten „Westfalenhalle“, die wohl ihresgleichen in Deutschland nicht hat, ging am Sonntag, dem 28. März, das erste Hallensportfest vor sich. 600 Zuschauer waren anwesend, welche die Riesenhalle etwa um die Hälfte füllten. Die gewaltigen Ausmaße der Halle mögen daran erkenntlich sein, daß sich sogar ein 80-Meter-Lauf einwandfrei durchführen läßt. Man vergleiche damit die kurzen Strecken, meistens waren es ja nur 36 Meter, über die Houben in den amerikanischen Hallen laufen mußte. Also auch hier: Deutschland in der Welt voran und in Deutschland die turn- und sportfreundliche Industriestadt Dortmund!

Houben siegte selbstverständlich über die kurzen Strecken, während Dr. Pelzer die Mittelstrecken sich nicht nehmen ließ. Hufen-Redlinghausen (früher Hamburg) konnte im 3000-Meter-Lauf Walpert-Rassel schlagen.

Das Hallen-Fußballspiel zwischen dem Dortmunder Sportklub 1895 und Hertha-Berlin endete mit 2:4 für Berlin, während es zur Halbzeit 1:0 für Berlin stand. Beiden Mannschaften war anzusehen, daß ihnen der Hallen-Fußball noch neu war. Im Handballspiel standen sich Dortmund 1895 und Hagen 05 gegenüber. Hagen siegte verdient mit 14:4, also einer außerordentlich hohen Torgahl.

Die Ergebnisse der Wettkämpfe sind:

50-Meter-Lauf: 1. Houben 5,8 Sek., 2. Schüller, 1 Meter zurück, 3. Bongard, weiter ein Meter zurück, alle drei Preußen-Krefeld.

80-Meter-Lauf: 1. Houben 8,4 Sek., 2. Schüller, 1 1/2 Meter zurück, 3. Bongard, 2 1/2 Meter zurück.

1000-Meter-Lauf: 1. Dr. Pelzer 2:41,1 Min., 2. Böcher (Siegen) 2:42,5 Min., 3. Vossen, 30 Meter zurück.

3000-Meter-Lauf: 1. Hufen (Redlinghausen) 9:24,5 Min., 2. Walpert (Rassel), 60 Meter zurück, 3. Grasse (Herne), 90 Meter zurück.

4 × 400-Meter-Staffel: Turn- und Sportverein Bochum 3:52,2 Min., 2. Westfalia-Herne 3:54 Min., 3. V. f. L. Hörde, 1 Meter zurück.

Hochsprung: 1. Funhoff 1,70 Meter, 2. Burbach 1,70 Meter, 3. Aldermann 1,65 Meter, Schmelzer (außer Wettbewerb) 1,75 Meter, alle Dortmunder Sportklub 95.

Kugelfechen: Schröder (Dortmund 95) 13,15 Meter.

Ferner gab es noch Ringkämpfe zu sehen, die zwischen Mitgliedern des Sportvereins 08 und der Alemannia 05 Dortmund ausgetragen wurden.

Wettkämpfe der Sonderklasse des Turnkreises VIII b, Rheinland, der Deutschen Turnerschaft in Barmen. Unter der technischen Leitung des Fichtworts der Deutschen Turnerschaft Ludwig Staßen (Hanau) wurden am 14. und 15. März die Degenkämpfe ausgetragen. Aus den zwei Vorrunden hatten sich acht Fechter für die Endrunde herausgeschält. Sie platzierten sich in folgender Reihenfolge:

Degen: 1. Clermont (Röln Fichtklub), 7 Siege; 2. Finken (Deutscher Fichtklub Düsseldorf) 5 Siege, 1 c. d.; 3. Kronenberg (Barmer T. 1846) 5 Siege; 4. Krämer (Fichtklub 81 Düsseldorf) 3 Siege, 1 c. d.; 5. Moos (Barmer T. 1846) 3 Siege; 6. Hirth (Röln Fichtklub) 2 Siege; 7. Keller (Siegburg) 2 Siege.

Der erste Sieger, Clermont (Röln), konnte auch in den gefährlichsten Kämpfen die Führung behaupten und ohne Niederlage an die Spitze gelangen. Besser als Fechter gefiel Finken (D. F. C. Düsseldorf), der ein gutes Degenfechten zeigte, wie es im Kreise selten gesehen wird. Würdig an seine Seite stellte sich Kronenberg (Barmer T. 1846).

In den Florettkämpfen konnte von 16 Fechtern sich der als erster Siegesanwärter geltende Schmiß (Röln) an die Spitze setzen. Der Barmer T. 1846, der von jeher die besten Florettfechter stellte, bewies seine erneute Stärke durch Kronenberg und Wagner. Aus den zwei Vorrunden hatten sich neun Fechter in die Endrunde emporgearbeitet, und zwar wie folgt:

Florett: 1. Schmiß (Röln Fichtklub), 7 Siege; 2. Kronenberg (Barmer T. 1846), 6 Siege; 3. Wagner (Barmer T. 1846), 5 Siege; 4. P. Schulze (Deutscher Fichtklub Düsseldorf), 4 Siege; 6. Krämer (Fichtklub 81 Düsseldorf), 4 Siege; 7. Schäfer (Fichtklub 81 Düsseldorf), 4 Siege.

Die Entscheidung im Säbelskampfe erforderte besonders scharfe Kämpfe. Kronenberg konnte sich diesmal vor Schmiß (Röln Fichtklub) an die Spitze setzen. Krämer (Düsseldorf) hat sich gegen das Vorjahr bedeutend verbessert und konnte sich einen guten dritten Platz sichern. Ein schönes Beispiel dafür, daß der Fichtsport auch in den vorgerückteren Jahren erfolgreiche Fechter aufweist, sieht man bei dem 43-jährigen Karl Wagner (T. 1846), der trotz des starken jüngeren Wettbewerbes einen dritten und vierten Sieg durch seine durchdachte Fichtweise erringen konnte.

Ergebnisse des Säbelfechtens: 1. Kronenberg (Barmer T. 1846), 9 Siege; 2. Schmiß (Röln Fichtklub), 9 Siege; 3. Krämer (Düsseldorfer Fichtklub 81), 8 Siege; 4. Wagner (Barmer T. 1846), 7 Siege; 5. Winkelmann (Barmer T. 1846), 6 Siege; 6. Nadler (Fichtklub 81 Düsseldorf), 6 Siege; 7. Schäfer (Fichtklub 81 Düsseldorf), 4 Siege; 8. Fehring (Röln Fichtklub), 3 Siege; 9. Ledertus Barmer T. 1846), 2 Siege.

Die fünf ersten einer jeden Waffe sind berechtigt, an den Deutschen Kampfspiele in Röln teilzunehmen.

Vom Turnkreise 8b (Niederrhein). Der Turnkreis 8b (Niederrhein) umfaßt die Regierungsbezirke Köln, Aachen und Düsseldorf sowie die angrenzenden Vereine Westfalens bis nach Bocholt im Norden und Gelsenkirchen im Nordosten. Die diesjährige Bestands-erhebung ergab das Vorhandensein von 642 Turnvereinen an 395 Orten, gegen das Vorjahr ein Mehr von 5 Vereinen. Die Gesamtmitgliedszahl beträgt 76721, d. h. gegen das Vorjahr 1906 weniger, eine Folge der wirtschaftlichen Nöte. Männliche Mitglieder sind 50464 vorhanden, Turnerinnen 8263, Turnschüler 12704, Turnschülerinnen 5290. Die Zahl der Turnerinnen hat sich gegen das Vorjahr um 82 vermehrt, bei allen anderen Klassen liegt ein geringer Rückgang vor. Das Turn- und Sportabzeichen besitzen: in Bronze 1041, in Silber 99 und in Gold 65 Turner; in Bronze 127 und in Silber 6 Turnerinnen. Wenn nun auch die Mitgliederzahl abgenommen hat, so ist doch die turnerische Betätigung in allen Betriebsarten im Jahre 1925 ganz gewaltig gestiegen. Die Zahl der Teilnehmer an den Übungszeiten der Männer stieg von 1180274 auf 1366434, die der Turnerinnen von 360925 auf 444330. Nicht eingerechnet sind hierbei die besonderen Übungszeiten für Volksturnen, in denen die Zahl der Turner von 303748 auf 424316 und die der Turnerinnen von 71051 auf 95481 stieg. Im Spielbetrieb steigerte sich die Zahl der Turner von 242665 auf 344615, die der Turnerinnen von 34570 auf 59716, im Fechten von 15328 auf 20620 bzw. von 1003 auf 1733, im Schwimmen von 63835 auf 98395 bzw. von 27127 auf 42317 und im Wandern von 52486 auf 76967 bzw. von 14421 auf 23965.

Die Zahl der vereinseigenen Turnhallen ist von 29 auf 35, die der vereinseigenen Plätze von 91 auf 106 gestiegen, die Zahl der Schwimmgelegenheiten im Sommer von 322 auf 361, im Winter von 102 auf 114, die Zahl der Vereinsbüchereien von 102 auf 114 angewachsen. Endlich sind zu den 6 im Vorjahre vorhandenen Jugendherbergen 8 weitere hinzugekommen.

Der größte Gau des Kreises ist der Ruhr-Turngau mit 106 Vereinen und 18135 Vereinsangehörigen. Dieser Gau hat gegen das Vorjahr eine Zunahme von 208 Mitgliedern aufzuweisen. Ihm folgt der niederrheinische Gau, Sitz Düsseldorf, mit 96 Vereinen und 12015 Angehörigen. Der kleinste Gau ist der niederrheinische Grenzgau mit nur 16 Vereinen und 1470 Mitgliedern.

Groß-Essen weist unter den Städten des Kreises die höchste Zahl an Vereinsangehörigen auf, nämlich 5652. Es folgen Röln mit 4692, Duisburg mit 3437 und Düsseldorf mit 2863 Turnern und Turnerinnen. Mülheim-Ruhr steht an 8. Stelle mit 1802 und Gelsenkirchen an 18. Stelle mit 1075.

Der größte Verein des Kreisgebiets ist der Krefelder Turnverein von 1855 mit 1403 Gesamtangehörigen. Im weiteren Abstände folgen der Wald-Merfelder Turnverein mit 1020 und der Duisburger Turnverein von 1848 mit 1005. An 5. Stelle steht hier der Düsseldorfer Turnverein von 1847 mit 754 und an 9. Stelle der Allgemeine Turnverein mit 683. 15 Vereine haben schon ihr 75jähriges Bestehen feiern können; der älteste ist der Röln Turnverein von 1843. 67 Vereine bestehen mehr als 50 und außerdem 260 mehr als 25 Jahre. Von den 642 Kreisvereinen sind also 342 über 25 Jahre alt.

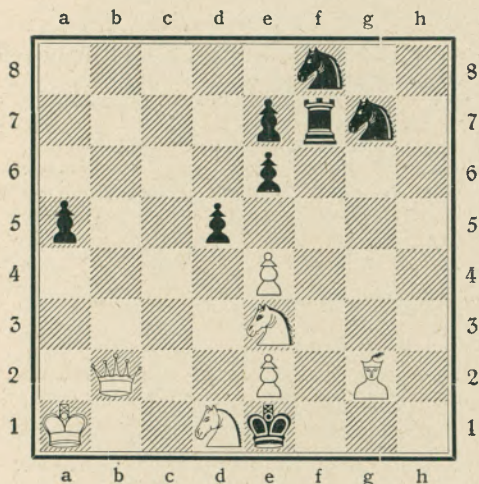
Rätsel

Schachette des „Werk“

Bearbeitet von Heinz Vollmer

Aufgabe Nr. 10

Von D. Przepiorka, Warschau



Stellung der Steine:

Weiß: Ka1; Db2; Sd1, e3 (2); Lg2; Be2, e4; (2) (7)

Schwarz: Ke1; Tf7; Sg7, f8 (2); Ba5, d5, e6, e7; (4) (8)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

— Ein Problem, das weniger durch augenfällige Reize als vielmehr durch seine intime Feinheit fesselt. Auch diese Aufgabe wurde preisgekrönt. —

Lösung der Aufgabe Nr. 8.

(B. Sommer)

Weiß: 1. Te5 — e1 Schwarz: 1. Kd6 — e7

2. Dc2 — c5 #

1. — — — — —

1. Se6 — c5

2. Dc2 — h2 #

1. — — — — —

1. Se6 — f4

2. Lb2 — a3 #

Sämtliche Lösungen bitten wir bis zum 10. des nächstfolgenden Monats einzureichen.

Richtige Lösungen fanden ein:

H. Mauffner (Spanien); Hans Puko (Tschecho-Slowakei); O. und A. Sengpiel, R. Lehmann, H. Bley (sämtlich in Schöningen). Von Aufg. 7: F. Eibisch (Zwidau i. Sa.). Von Aufg. 5: A. Schweinsberg (Quisburg).

Auf verschiedene Anfragen teilen wir mit, daß die eingeklammerten Zahlen, z. B. Te 5 (2), die Anzahl der jeweiligen Steingattung bezeichnen. Sie dienen lediglich der Kontrolle. D. Schriftl.

Magisches Quadrat

t	m	i	e
m	w	i	i
m	m	n	i
e	e	n	e

Die wagerechten und senkrechten Reihen ergeben:

1. Getränk
2. Mädchenname
3. Pflanze
4. Befestigung steil.

Erraten von Besitzern verschiedener Sachen

3 Personen I, II, III sitzen um einen Tisch, auf dem 3 kleine Gegenstände a, b, c und 24 Spielmarken liegen. Eine vierte Person D gibt von den Spielmarken eine an I, zwei an II, drei an III. In Abwesenheit von D eignet sich jede von den 3 Personen einen von den 3 Gegenständen a, b, c an und steckt ihn in die Tasche. D erbetet sich nun zu raten, welchen Gegenstand I, welchen II und welchen III fortgenommen hat, falls in seiner Abwesenheit folgendes stattfindet: Von den übriggebliebenen 18 Spielmarken soll die Person, die sich den Gegenstand a genommen hat, so viel Spielmarken nehmen, wie ihr D anfänglich gegeben hat, ferner die Person, die sich b genommen hat, doppelt so viel, wie ihr D gegeben hat, und endlich die Person, die sich c genommen hat, vier mal so viel, wie ihr D gegeben hat. D ist dann imstande, aus der Anzahl der noch auf dem Tisch liegenden Spielmarken zu ersehen, welchen Gegenstand die Person I, welchen II und welchen III genommen hat.

Silbenrätsel

Aus den Silben:

at — bal — bar — ber — bo — dei — der — dot — e — fall — he — i — i — i — las — le — lo — lom — lut — me — me — mo — na — ne — nim — ra — re — re — ro — rod — sa — sa — far — sig — ster — tan — tät — ten — ti — ti — ue — ul — vi — zei —

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Zitat von Wieland ergeben.

Die Wörter bedeuten:

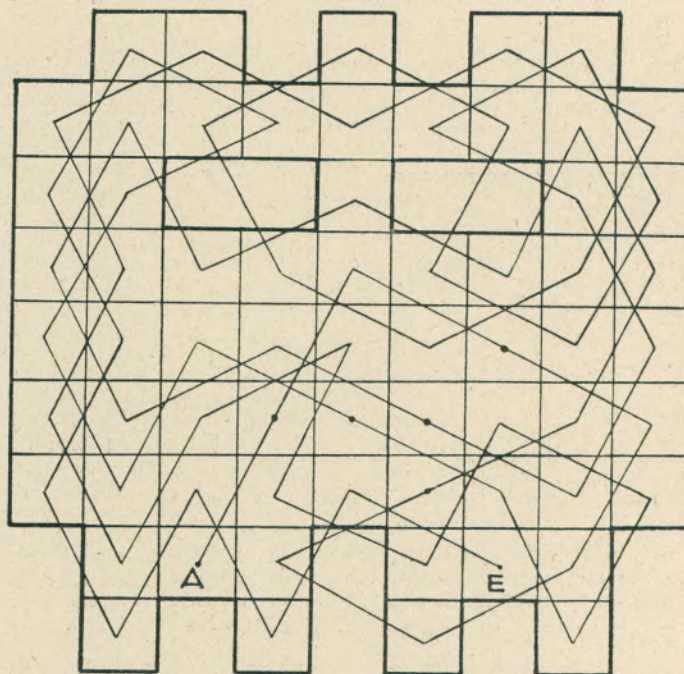
1. Eigenschaft.
2. Deutscher Fluß.
3. Krankheit.
4. Teil der Lokomotive.
5. Oper.
6. Griechischer Geschichtsschreiber.
7. Seide.
8. Tiefebene in Italien.
9. Stadt in den Vereinigten Staaten.
10. Vogel.
11. Kleidungsstück.
12. Verdienst.
13. Kriegerlist.
14. Sagenhafter Jäger.
15. Weiblicher Vorname.
16. Ehrenbezeichnung.

(h ist ein Buchstabe.)

Auflösung der Rätsel in Heft 1

Rösselsprung

Von Leo Wajfenne



Stoßfeuer von Peter Cornelius

Büchermarkt

Die Bearbeitung der Metalle in Maschinenfabriken. Von Baurat Dipl.-Ing. Ernst Preger. II. Band: Das Schmieden und seine verwandten Arbeiten. 8. Aufl. Bibliothek der gesamten Technik Band 340. Leipzig, 1926. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 2,70 Mk.

In mehreren Abschnitten werden die Maschinenhämmer, und zwar die Riemenfallhämmer, Reibstangenfall-, Stahlfeder-, Luftfeder- und Dampfhammer beschrieben. Ebenso die Hebe-, Förder- und Wendevorrichtungen, weiterhin die Kurbel- oder Erzünterpresse, Schwungrad- oder Spindelpresse, Schmiedepresse, Schmiedearbeiten ohne Gesenk usw. Zahlreiche gute Abbildungen erhöhen den Wert der Schrift.

Probleme der Kosmischen Physik. Herausgegeben von Prof. Dr. Christian Jensen, Privatdozent der Universität Hamburg, und Prof. Dr. Arnold Schwabmann, Hauptobservator der Hamburger Sternwarte in Bergedorf. Diese bekannte Sammlung gibt zwei Neuerscheinungen heraus: VII. Der Massenaustausch in freier Luft und verwandte Erscheinungen, von Dr. Wilhelm Schmidt, o. ö. Professor an der Hochschule für Bodenkultur in Wien. Mit fünf Abb. VIII. Entwicklung im Weltall. Kosmogonische Probleme und Hypothesen, von Prof. Dr. F. Nölke. Mit 10 Abb. im Text und 4 Tafeln. Hamburg, Verlag von Henri Grand, 1925 und 1926.

Auch diese beiden Schriften dürften den beteiligten Kreisen hochwillkommen sein, ohne daß wir in eine nähere Besprechung des reichen Inhalts eintreten.

Die Bearbeitung der Metalle in Maschinenfabriken. Von Baurat Dipl.-Ing. Ernst Preger. III. Band: Schweissen, Härten und Tempern. 8. Aufl. Bibliothek der gesamten Technik, Band 341. Leipzig 1926. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 2,70 Mk.

Zunächst werden Feuererschweißung, gasautogene Schweißung, elektrische Lichtbogenerschweißung, elektrische Widerstandsschweißung und die aluminothermischen Schweißverfahren eingehend besprochen. Daran schließt sich ein Kapitel über autogenes Schneiden. Der zweite Teil des Buches ist dem Härten gewidmet. Nach einer Einleitung über das Härten von Stahl im allgemeinen werden zunächst die Werkzeugstahlarten und ihre Verwendungsarten besprochen. Darauf folgt ein Abschnitt über die verschiedenen Härteöfen, dem sich solche über das Messen der Glühtemperaturen, die Erzeugung der Anlaßtemperaturen, das Ablöschen und das Härtebad anschließen. In dieser Reihenfolge bietet das Werkchen die wertvollsten Aufschlüsse.

Transporteinrichtung. Bau, wirtschaftliche Bewertung und Betrieb. Von Stud.-Rat Dipl.-Ing. H. R. Müller. (Horstmann-Laudien, Betriebstaschenbuch.) Bibliothek der gesamten Technik, Band 333. Leipzig 1926. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 2,70 Mk.

Die Beförderung der zur Erzeugung erforderlichen Rohstoffe und Halbfertigfabrikate sowie der Fertigerzeugnisse spielt bei den Herstellungskosten eine ebenso wichtige Rolle, wie die Fertigungsvorgänge selbst. Deshalb ist den Transporteinrichtungen in dem Betriebstaschenbuch ein besonderer Band zugewiesen worden. Es werden weiterhin besprochen: Förderung, Fördergut, Güterwagen, Werkstatttransportwagen, Umstellmittel, Verschiebemittel usw. Wir nehmen an, daß dieses Heft einem großen Bedürfnis entgegenkommt.

Aluminium, seine Eigenschaften und seine Bearbeitung in Industrie und Handwerk. Von Richard Erdmann. Bibliothek der gesamten Technik, Band 342. Leipzig 1926. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 3,85 Mk.

Das Aluminium ist heute einer der wichtigsten Stoffe geworden, und da seine Anwendungsmöglichkeiten durchaus noch nicht erschöpft sind, werden sich immer mehr Techniker und Handwerker mit den Eigen-

schaften und der Verarbeitung dieses Metalles vertraut machen müssen. Der Verfasser bietet nun in gemeinverständlicher und knapper Form alles das, was man wissen muß, um das Aluminium mit Verständnis und Erfolg zu verarbeiten und zu verwenden. Auch die Aluminiumlegierungen sind in den Kreis der Betrachtung gezogen, und das Buch erhält auch durch sein ausführliches Sachregister einen besonderen Wert.

Der Amateursender, eine Anleitung zum Bau und Betrieb kleiner Röhrensender für Telegraphie und Telephonie von Hanns Günther und Dr. H. Kröncke. Franch'sche Verlagshandlung, Stuttgart. In Halbleinwand geb. 9,50 Mk.

Wenn sich auch bei uns die Entwicklung der Radiotechnik durch die Kriegs- und Nachkriegsjahre verzögerte, so erhielt das Amateurwesen trotzdem einen starken Antrieb, und man darf damit rechnen, daß, wenn die Entwicklung so weitergeht, auch der Amateursender in nicht zu ferner Zeit sich einbürgern wird. Darum ist eine umfassende Anleitung zum Selbstbau von Amateursendern sehr zu wünschen. Nicht „Hören“, sondern „Senden“ ist der neue Funksport, und diese Schrift gibt auf alles Auskunft.

Antenne und Erde, Anleitung zum Bau von Innen-, Hoch- und Rahmenantennen, Blik- und Apparat-Erden für Radioamateure, von Hanns Günther (W. Dehaas) und Dipl.-Ing. R. Hell. Mit 302 Abb. Franch'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Preis in Halbleinen 9,50 Mk.

Eine technisch richtig konstruierte Antenne ist ein wesentlicher Bestandteil jedes Radiogerätes. Das Buch gibt dem Radioamateur alles, der seine Antenne selbst bauen will, handle es sich um Einzelfragen der Technik oder um Rechtspunkte.

Insbesondere ist der Bau von Hochantennen berücksichtigt, ein Abschnitt, der in der deutschen Radioliteratur noch gar nicht behandelt wurde. Auch die für den Rundfunkteilnehmer besonders wichtigen Ersatzantennen sind sehr eingehend gewürdigt. In dieses Kapitel wurden die betreffenden Veröffentlichungen der amerikanischen und englischen Radioliteratur zu Rate gezogen.

Der Kakteenzüchter, von W. von Roeder. Mit 32 Tafeln und 26 Abb. im Text. Franch'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Preis geh. 2,40 Mk., in Halbleinwand geb. 4,— Mk.

Eine neue Mode beschäftigt sich gegenwärtig mit der Aufzucht von Kakteen, weniger aus Liebe und Verständnis für die Pflanze als mehr um einer Laune zu genügen. Das vorliegende Buch führt in die Lebensbedingungen und -vorgänge dieser merkwürdig geformten stacheligen Pflanzen ein und stellt eine Grundlage her, um aus einer Modellaune eine bleibende Liebe für diese seltsamen Naturgebilde zu schaffen, die so viel Reiz und Freude bergen.

Harmonie in der Natur. Von R. H. Francé. Mit zahlreichen Abb. von R. H. Francé, R. Deffinger und einem farbigen Umschlagbild von W. Pland. Cosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, geh. 1,50 Mk., in Ganzleinwand geb. 2,40 Mk.

Daß die Harmonie eines der grundlegenden Gesetze im Bau des Weltalls ist, lernen wir zwar in der Schule, und wir können auch manchmal schöne dichterische Ergüsse darüber lesen, aber die meisten Menschen haben doch nur sehr verschwommene Begriffe davon. Da ist es nun eine sehr dankbare Aufgabe der Naturwissenschaft, diese Harmonie im Ganzen wie im Einzelnen nachzuweisen, und gerade ein Naturforscher wie R. H. Francé, der mit einem weiten Blick im Getriebe des Weltalls zugleich eine tiefe philosophische Schulung verrät, war berufen, die große Gemeinde des Kosmos, wie alle, die sich nach einer sicheren Erkenntnis sehnen, über die Fragen aufzuklären, die sich auf die Harmonie in der Natur beziehen. Sein schön illustriertes Buch ist eines von denen, die Genuß beim Lesen bereiten und nach denen der nachdenkliche Mensch immer wieder gerne greift.

„Fließarbeit“. Beiträge zu ihrer Einführung. Herausgegeben im Auftrage des AWF von Dipl.-Ing. Frank Mäckbach, Obmann des Ausschusses für Fließarbeit beim AWF, und Dr.-Ing. Otto Rienzle. 1926. Din A 5,

VIII/360 Seiten mit 132 Abb., 2 Zahlentafeln und 2 Tafeln. Preis 12,— Mk. (VSB-Verlag G. m. b. H., Berlin).

Der Begriff Fließarbeit hat sich in kurzer Zeit für alle diejenigen Arbeitsweisen eingeführt, die neuerdings in immer größerem Umfange sowohl in der ausländischen als auch schon in der inländischen Industrie Verwendung finden und für die bisher die verschiedensten Begriffe wie Bandarbeit, Gleitmontage, Wandertischarbeit usw. vorhanden waren. Die durch Fließarbeit bewirkte Beschleunigung der Fertigung führt nicht nur zur Vereinfachung im Fertigungsprozeß, sondern auch in erster Linie zur Verbilligung der Produktion.

Bisher fehlte es für die deutsche Industrie an einer systematischen Erfassung der für die Fließarbeit maßgebenden Gesichtspunkte, um die praktische Anwendung dieser Erwägungen auch denen nahezubringen, für deren Betriebe sie mit Vorteil eingeführt werden kann. Diesem Mangel ist durch das vorliegende Buch „Fließarbeit“ abgeholfen, an dem eine Reihe von Mitarbeitern im Ausschuß für Fließarbeit beim AWF mitgewirkt hat. — Im ersten Teil des Buches nehmen die beiden Herausgeber selbst zu den allgemeinen Fragen der Fließarbeit Stellung, geben Hilfsmittel und rechnerische Uebersetzungen an, die in der Praxis ohne weiteres angewendet werden können.

Der zweite Teil bringt Erläuterungen zu den einzelnen Teilaufgaben, wie sie bei Einführung der Fließarbeit gelöst werden müssen, beginnend bei der organisatorischen und technischen Vorbereitung und den Voraussetzungen für den Austauschbau. Weiterhin werden Materialzu- und -abfuhr, sowie die dabei anzuwendenden Fördermittel, die Fließarbeit bei den verschiedenen Arbeitsverfahren (Gießerei, Schmiede, mechanischen Werkstätten), Fließarbeit in der Oberflächenbehandlung und im Zusammenbau usw. behandelt.

Der dritte Teil, im AWF selbst bearbeitet, enthält ein vollständiges Verzeichnis aller Literaturquellen über Fließarbeit, soweit sie bisher gesammelt werden konnten.

Von Versailles bis Locarno. Die Notzeit der Düsseldorf-Wirtschaft. Von Dr. Josef Wilden, Geschäftsführer der Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf. Verlag A. Bagel u. G., Düsseldorf, Grafenberger Allee 98. Preis 4,— Mk. 1926.

Eine Atempause waren die Tage der Räumung des Ruhrgebietes, des Sanktionsgebietes und der linksrheinischen ersten Zone. Diese Tage ließen den Blick rückwärts wenden auf die Jahre unerhört zähen Ringens der deutschen Wirtschaft in den besetzten Gebieten seit der Unterzeichnung des Waffenstillstandes und des Versailler Vertrags. Es galt in diesen Tagen das Soll und Haben dieser schweren Zeit zu prüfen und aus dem Ergebnis der Prüfung Lehren für die Zukunft

und Mut zu neuer schwerer Arbeit zu gewinnen. Das Ergebnis einer solchen Prüfung für einen engeren Bezirk liegt vor in einer Schrift der Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf „Von Versailles bis Locarno. Die Notzeit der Düsseldorf-Wirtschaft“. Wie der Verfasser Dr. Wilden, der Geschäftsführer dieser Kammer, in dem Vorwort sagt, soll die Schrift zeigen, wie die auf Vernichtung der deutschen Wirtschaft gerichtete Politik des Gegners im besonders hart betroffenen Düsseldorf-Bezirk gewirkt hat. Sie soll zugleich Zeugnis geben von dem Bemühen der Düsseldorf-Industrie- und Handelskammer, die Nachteile einer solchen Politik abzuwehren und die ihr anvertraute Wirtschaft durch alle Fährnisse zu steuern.

Am Landestor. Roman von A. Bernard. Zweite und dritte Auflage. (5.—9. Tausend.) 8° (IV u. 252 S.). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand 4,20 Mk.

Bernard formt das große Geschehen der Hussiten- und Böhmerkriege in der Grenzstadt Nachod zu einem anschaulichen Bild von innerer Größe. Anschaulich erleben wir bunte Volksfeste, prunkvolle Gelage und Turniere, Räubereien roher Krieger, Gegenwehr der Bürger, Wohlstand und Verarmung, Glauben und Aberglauben in stetem Wechsel. Gerade in der Gegenwart muß der große Streit um den Reich und um die Freiheit des Böhmerlandes unsere Anteilnahme fesseln.

Der Vogt auf Mühlstein. Eine Erzählung aus dem Schwarzwald. Von Heinrich Hansjakob. Sonderausgabe mit acht Kunststücken nach Originalzeichnungen von Professor Wilhelm Hasemann. Neunte und zehnte Auflage. (15.—18. Tausend.) Gr. 8° (VI und 110 S.). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand 4,60 Mk.

Als Hansjakob Anfang der 90er Jahre obige Erzählung zum erstenmal in seinen „Schneeballen“ veröffentlichte, wurde sie sofort von der Kritik als eine Perle seiner Schöpfungen und als eine der besten Schwarzwaldgeschichten bezeichnet, die jemals geschrieben worden sind. Die rührende Treue der unglücklichen Magdalene, die mit unzerbrechlichen Banden an ihren Jugendgeliebten gekettet ist und auch durch das härteste Schicksal sich in ihrer Liebe nicht wankend machen läßt, die ergreifende Tragik dieses Geschehens und der wunderfame Zauber der Landschaft, der über dem Ganzen ausgebreitet liegt und ihre dunkelnde Liebe verklärt, machen den „Vogt auf Mühlstein“ in der Tat zu einem Meisterwerk, dessen Gestalten sich greifbar vor unsern Augen herausheben. Acht prächtige Kunststücker, die nach Originalzeichnungen des bekannten Malers Professor Wilhelm Hasemann gearbeitet sind und sich in der dichterischen wie sonstigen Auffassung getreu an den Text anschließen, verleihen dem Werk einen Bildschmuck von hervorragendem Werte.

Inhaltsverzeichnis.

Heft 2 (VI. Jahrgang, Mai 1926): Neueste Fortschritte im Rundschleifen. Von Ing. Rich. Kotter. Mit 16 Abb. S. 1 bis 7. — Charakterköpfe aus der Eisenindustrie. 2. Friedrich Wilhelm Hartort. Von Dr. Friedrich Schubert. S. 8 und 9. — Schönbürg in Ungarn. Kohlezeichnung von Pöhler. S. 9. — Republik und Demokratie. Von Dr. Ulrich Witt, Gelsenkirchen. S. 10 und 11. — Sinnprüche von Verschiedenen. S. 11. — Die deutschen Rolande. Von Dr. E. Kolbe. Mit 4 Abb. S. 12 und 13. — Gipfel und Abgrund. Roman von Gregor Samarow. S. 14 bis 19. — „Sei gegrüßt, o Frühlingsstunde“. Von Robert Prutz. S. 15 bis 19. — August Thyssen. Nach einem Gemälde von Franz Josef Klemm in Düsseldorf. Zwischen S. 16 u. 17. — Theater, Kunst und Wissenschaft. Düsseldorf. S. 68 und 69. — Dortmund 69 bis 71. — „Eannhäuser“. Zwei Bilder aus der Opernaufführung. S. 70 und 71. — Oberhausen-Hamborn-Gladbeck. S. 23 und 24. — Mülheim. S. 24. — Bochum. Hauptkonzert der „Gustfahlglobe“. S. 24 und 25. — Werdohl. S. 25. — Das älteste Schillerdenkmal der Welt. S. 25. — Max Reger. S. 26. — Ausstellung von Lehrlingsarbeiten. S. 26. — Blißschlag. Mit Abb. S. 26. — Vom Deutschtum in Südwestafrika. S. 26. — Deutsche Sängerkette in Amerika. S. 26. — Ändert sich die Zusammensetzung der Luft? S. 26

und 27. — Der Sauerstoff am Everest und seine Gegner. Von Captain F. F. Finch. S. 27 und 28. — Johann Heinrich Voß. Von Dr. Heinrich Schwarz. S. 28. — Alfred Rethel, ein Maler deutscher Herrlichkeit. Von Otto Conrad in Charlottenburg. S. 29. — Sternentritt. Gedicht Hermann Waechter. S. 29. — Schamanenzauber von Vilhjálmur von Stefansson. S. 30. — Die Schlange. Ein Reiseerlebnis. S. 30. — Das Medium. Von A. R. S. 31. — Paul Gerhardt. S. 31. — Der Kunstturm. Von Otto Kirnse. S. 31. — „In Luft und Sonne“. Bild aus dem Sattrap. S. 31. — Die „Gefolei“ vorder Vollendung. S. 32. — Technische Gedenktag für Mai. S. 32. — August Thyssen. S. 33. — Große Ausstellung Düsseldorf 1926. S. 33 und 34. — Ansichten von der Gefolei. S. 34. — Deutsche als Kolonial- und Kulturpioniere in aller Welt. Von Dr. Oskar Lust. S. 35 bis 37. — Die Auswanderer. Von Max Karl Böttcher. S. 38 bis 40. — Deutsche Sportchronik. Düsseldorf. S. 41 bis 43. — Sport im Walde. S. 43. — Die westdeutsche Jugend auf der Freusburg. S. 44. — Turner-Städtewettkampf in München-Essen. S. 44 und 45. — Das erste Dortmunder Hallensportfest. S. 45. — Erfindung des Rodelns. Von Dr. Simchowiz. S. 45. — Rätsel. S. 46. — Büchermarkt. S. 47 und 48.

Herausgeber: Siemens-Rheinelbe-Schubert-Union, G. m. b. H., Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: i. V. von Wecus, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinelbe-Schubert-Union M. 9.60 (Einzelheft M. 0.80) für Hefte mit zweifarbigem Umschlag; M. 6.— (Einzelheft M. 0.50) für Hefte mit einfarbigem Umschlag. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Wert“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit zweifarbigem Umschlag) von M. 14.40. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.50 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zusendungskosten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich Düsseldorf, Breite Straße 67, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.